Nr. 143 — Jahrgang 19 | Einzelnummer 0,20 Zł. | Sonntag, den 25. Juni 1933

Volkswille

zugleich **Volksstimme** für Bielitz

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0,12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0,15 Zlp. Anzeigen unter Text 0,60 Zlp. von außerhalb 0,80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Geschäftsstelle der „Volksstimme" Bielsko, Republikanska Nr. 41. — Telefon Nr. 1294

Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei in Polen

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 30. 6. cr. 1,65 Zł., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zł. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). — Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschluß: Geschäftsstelle sowie Redaktion Nr. 2097

Macdonald hofft auf Erfolg

Gegen den „bösen Geist" auf der Weltwirtschaftskonferenz
Die Stabilisierung kommt — Kein Abbruch der Konferenz

London. Der Präsident der Weltwirtschaftskonferenz, Macdonald, gab am Freitag vor den Vertretern der Weltpresse die Erklärung ab, daß die Arbeit der Konferenz trotz der Rückschläge in der Stabilisierungsfrage fortgesetzt werden solle. Macdonald warnte die Presse vor falschem Pessimismus, der erfahrungsgemäß stets gegen Ende der zweiten Woche einer internationalen Weltkonferenz eintrete. Die Wirkung der Konferenz sei zum größten Teil psychologisch. Das Wichtigste sei, daß der Menschheit ein Geführ der Sicherheit in dem Maße gegeben werde, daß sie mit Vertrauen die Arbeit der Staatsmänner verfolgen könne. Er müsse zwar zugeben, daß in der zweiten Woche ein kleiner Rückschlag infolge der Enttäuschung über die amerikanische Ablehnung einer vorläufigen Währungsstabilisierung eingetreten sei, man müsse aber die amerikanische Lage berücksichtigen, die zur Zeit in bezug auf eine Währungsstabilisierung unter Berücksichtigung des psychologischen Wunsches nach Hebung der Preise sehr schwierig sei. Wenn die Amerikaner den Eindruck gewonnen hätten, daß die Beschlüsse der Konferenz über ein vorläufiges Währungsabkommen die Steigerung der Preise in Amerika verhindert hatten, so würde Amerika sicherlich Zweifel bekommen, ob eine zeitweilige Stabilisierung das Richtige sei. Er selbst wolle seine Ansicht hierzu nicht enthüllen. Wenn die Konferenz erfolgreich sein solle, so müsse jede Abordnung dem Standpunkt der anderen Delegationen volles Verständnis entgegenbringen. Keine Abordnung dürfe sagen, daß ihr Standpunkt der einzig richtige sei. Macdonald gab im Verlauf seiner Erklärungen zu, daß das Wort Vertagung in der Sitzung des Büros am Freitag morgen gefallen sei, worauf alle Anwesenden gelacht hätten. Eine Vertagung auf den August — Macdonald sprach dieses Wort französisch aus — oder auf den Herbst würde das Ende der Konferenz sein, denn wenn jetzt keine Erfolge erzielt würden, so würden mit annähernd 100 v. H. Wahrscheinlichkeit die Aussichten im Herbst noch schlechter sein. Die Konferenz müsse der Anfang einer Regelung sein, sie brauche keineswegs eine endgültige Regelung bringen, müsse aber doch bis zu einem gewissen Maße zu einer Regelung führen, wobei er andeutete, daß man die Beschlüsse vorbehaltlich der Stabilisierung fassen könne. Abschließend appellierte er an die Ehre der journalistischen Welt, keine unnötigen pessimistischen Ansichten über die Konferenz zu verbreiten. Die Entcheidung, die Konferenz fortzusetzen, würde sich als notwendig erweisen.



Genosse Paul Löbe verhaftet

Wie das Polizeipräsidium mitteilt, wurde der ehemalige Reichstagspräsident Paul Löbe am Freitag verhaftet. Die Gründe der Verhaftung sind unbekannt.

Wenn London versagt...

Selbst der leidenschaftlichste Optimist wird sich nach den ersten Tagen der Beratungen auf der Weltwirtschaftskonferenz kaum der Hoffnung hingeben können, daß ihr Ausgang für die Weltwirtschaftskrise irgend ein praktisches Ergebnis bringen kann. Sie findet in einer politischen Atmosphäre statt, die zu keinerlei Illusionen berechtigt, weil die Gegensätze nicht nur politischer Natur sind, sondern vom Mißtrauen getragen werden, die der kapitalistischen Wirtschaftsordnung eigen sind. Ueberall, wo man nur hinblickt, ist irgend eine Entspannung zu erwarten, im Gegenteil, man muß mit einer Verschärfung der internationalen Lage rechnen. Ohne, daß man das unheilvolle Wort aussprechen will, welches die heutige Katastrophe herbeigeführt hat, hängt es auf aller Lippen der Staatsmänner, nur ein Krieg kann hier die Entscheidung bringen. Seit Jahrzehnten in dieser Denkungsweise erzogen, können sie sich auch nach der ungeheuren Niederlage, die der Weltkrieg Siegern und Besiegten brachte, nicht entschließen, mit der Vergangenheit abzuschließen und einmal mit der Verständigung zu beginnen. Während vierzehn Jahren Nachkriegspolitik ist der Versuch mit Erfolg begonnen worden, leider waren die Ergebnisse nicht derartig befriedigend, daß zwangsläufig unbedachte Nationalisten die Situation ausnützen und dem Erbfeind die Schuld an allem Unglück zuschoben, bis schließlich dieser Nationalismus alle umfaßt und seine ganze Zielsetzung auf Krieg steuert. Wäre nicht die Furcht vor den kommenden Ereignissen eines Krieges, wobei man sich die russisch-bolschewistische Revolution als Schreckgespenst vorstellt, die heutigen Machthaber würden längst in Mitteleuropa das neue Abenteuer beginnen. Nur die Tatsache, daß kein Kriegsverlauf nach den letzten Erfahrungen die Gewähr bietet, gegen wen sich unter Umständen die Waffen richten werden, ist ein Hemmnis für die heutigen Machthaber, den Krieg zu verhindern und die Lösung aller Probleme mit „friedlichen Mitteln" zu suchen. Eines dieser Mittel sollte die Weltwirtschaftskonferenz sein, die sich schon in ihren Anfängen als aussichtslos erweist.

Wir haben hier bei anderen Gelegenheiten auf die treibenden Elemente auf dieser Konferenz hingewiesen. Es gibt ohne Amerikas Nachgeben keine Einigung und dieses Amerika denkt nicht daran, irgendwelche Zugeständnisse zu machen, solange in Europa ein undurchsichtiges Chaos besteht und sich die Gegensätze immer mehr verschärfen. Der Viererpakt, der im ersten Augenblick viel erfolgversprechend war, hat sich noch vor seiner Ratifizierung als ein einziger Fehlschlag erwiesen, da man einen Plan gegen Frankreich schmiedete, welcher letzten Endes gegen seine Schöpfer ausschlug, weil man alte Sünden mit neuen diplomatischen Floskeln verewigen will, die Hauptlösung dem Völkerbund zuschiebt, während sie nur zwischen Deutschland und Frankreich zur Entscheidung gebracht werden kann. In Deutschland sind neue Männer ans Ruder gekommen, deren frühere Agitation und scheinsozialistische Einstellung zur größten Vorsicht mahnt. Die Ereignisse, die sich inzwischen im Reich abgespielt haben, werden in Frankreich als kriegerische Bestrebungen betrachtet, und es ist völlig ausgeschlossen, daß der deutsche Faschismus, trotz aller seiner Friedensversicherungen, die deutsch-französischen Beziehungen irgendwie bereinigen kann. Und solange diese Beziehungen nicht bereinigt sind, gibt es auch keine mitteleuropäische Gesundung, und alle Beschlüsse der Londoner Konferenz bleiben für die Katz. Europa leidet unter dem deutsch-französischen Gegensatz, und daran kann keine Stabilisierung der Währung, keine Herabsetzung der Kriegsschulden, keine Beseitigung der unüberwindlichen Zollmauern, etwas ändern, wenn sie auch von Fall zu Fall eine Entspannung bringen könnten. Die, von Deutschland ausgehende Vernichtung des Marxismus, hat zwar vorübergehend so etwas wie eine Erlösung vom Kommunismus gebracht, von jenem Schreckgespenst, welches kein Marx, sondern die kapitalistische Gesellschaftsordnung gezüchtet hat. Von diesem Bolschewistenschreck ist man bald genesen, als der Vertreter dieser Bolschewisten auf der Londoner Konferenz mit einem Nichtangriffspakt wirtschaftlicher und politischer Natur auftritt, der, wenn in Jahren praktiziert, die Auflösung der kapitalistischen Wirtschaftsform nach sich ziehen müßte. Und in dem Chaos der Vorschläge, die die Rettung bringen sollen, wird man auf diese bolschewistischen Vorschläge noch oft zurückgreifen müssen.

Wo es an die Lösung praktischer Fragen in London geht, zeigen sich die Gegensätze unter den einzelnen Staaten

Flugblattangriff auf Berlin

Auslandsflugzeuge greifen Hitlerregierung an — Trotz Luftpolizei unerkannt entkommen — Konsternation im Regierungslager

Berlin. Am Freitag nachmittag erschienen über Berlin ausländische Flugzeuge von einem in Deutschland unbekannten Typ und warfen über dem Regierungsviertel und im Osten Flugblätter mit einem die Reichsregierung beschimpfenden Text ab. Da die benachrichtigte Luftpolizei eigene Apparate nicht zur Verfügung hatte und die sonst auf dem Flughafen vorhandenen Sportflugzeuge die Schnelligkeit der aufgetauchten ausländischen Flugzeuge nicht erreichten, konnten diese unerkannt entkommen.



Der Retter der Weltwirtschaftskonferenz?

Professor Moley. — Die Verhandlungen auf der Weltwirtschaftskonferenz scheinen ins Stocken geraten zu sein. Auch die Währungsdebatte kommt nicht mehr von der Stelle. Nun wird erst die Ankunft Professors Moleys, des besonderen Beauftragten Roosevelts, abgewartet werden, der neue Aspekte in die Verhandlungen bringen soll. Wird er aber die Konferenz retten können?

In Schutzhaft!

Genosse Leuschner und Reichstagsabgeordneter Ersing verhaftet.

Karlsruhe. Auf Anordnung des Badischen Innenministers wurde der frühere Hessische Innenminister Leuschner (Sozialdemokrat), der sich in Genf angeblich in einer gegen die Interessen des Deutschen Reiches gerichteten Art und Weise gegenüber der deutschen Delegation benommen hatte, in Freiburg i. B. festgenommen und in Schutzhaft gebracht.

*

Der Reichstagsabgeordnete Ersing (Zentrum) wurde ebenfalls festgenommen und in Schutzhaft gebracht. Ersing wird vorgeworfen, daß er sich bemüht habe, die Gegner der nationalsozialistischen Regierung unter bestimmten Parolen zu sammeln.

Wenn Sozialdemokraten regieren

Das schwedische Arbeitsbeschaffungsprogramm.

Stockholm. Die beiden Kammern des Reichstages haben der Vorlage über die sogenannte Krisenhilfe zugestimmt. Die Gesamtausgaben im Haushalt, die das neue Arbeitsbeschaffungsprogramm versieht, belaufen sich auf 180,1 Millionen Kronen. Die Gemeinden und Privatunternehmungen, die mit Hilfe des Staates Arbeiten durchführen wollen, müssen außerdem bedeutende Summen für die Durchführung des Planes beisteuern. Der Gesamtbetrag zur Linderung der Arbeitslosigkeit beträgt somit 288 Millionen Kronen. Durch das Arbeitsbeschaffungsprogramm wird 74000 Arbeitslosen Beschäftigung während zehn Monaten gegeben. Das Programm sieht Eisenbahnbauten, Wege- und Brückenbauten, Wohnungsbauten usw. vor.

in einer Form, wo es keine Einigung mehr geben kann. Und trotz aller Versicherungen, die Zusammenarbeit der Völker zu fördern, wird die Konferenz nicht einen Fortschritt erzielen, sie kann für sich einen „Erfolg“ buchen, wenn irgend eine Resolution zustande kommt. Noch mehr, als in Genf auf der Abrüstungskonferenz, prallen hier in London auf der Weltwirtschaftskonferenz die Sonderwünsche aufeinander, die man nie auf einen Nenner bringen wird. Das liegt in der Natur der Sache, denn im Wesen der kapitalistischen Gesellschaftsordnung liegt der Gewinn als der höchste Trieb aller Handlungen. Nun sind, aber die Vertreter rein kapitalistischer Mächte, die Matadoren des heutigen Kapitalismus am Werk, um aus der Londoner Konferenz möglichst den größten Vorteil heraus zu ziehen. Da es nun unmöglich ist, daß die Ausbeuter einander um den Gewinn betrügen können, muß diese Konferenz scheitern, weil es heute niemanden gibt, der verlieren will und der noch ausgebeutet werden kann. Alle kommen mit leeren Taschen, viel Schulden und möchten möglichst hohe Gewinne heimtragen. Dies ist, nach der Zerfahrenheit der Weltwirtschaft, aber nicht gut möglich, man will aber auch nicht gemeinsame Opfer bringen und, über das heut herrschende System hinaus, nach neuen Wirtschaftsformen, nach einer Regelung nicht nur der Produktion, sondern auch der Rohstoffverteilung, die die Hauptfehlerquellen der heutigen Weltwirtschaftskrise sind. Von der Arbeitslosigkeit und ihrer Behebung ist bisher nur in sehr dilettantischer Form bei der Eröffnung geredet worden, jetzt wagt man kaum, dieses überaus schwierige Problem überhaupt anzupacken. Auf der Genfer Arbeitszeitkonferenz haben sich die gleichen Mächte, die in London das Arbeitslosenproblem bereinigen sollen, in schärfster Weise gegen die Herabsetzung der Arbeitszeit, beziehungsweise die Einführung der Vierzigstundenwoche ausgeprochen, man hat nur „Formulare und Fragebogen“ ausgearbeitet, den Rest fürs nächste Jahr vertagt und im übrigen alle Hoffnungen auf die Londoner Konferenz gesetzt, die sich wiederum auf Genf verlassen wird. Das ist ein, nicht zu trennendes, Spiel der kapitalistischen Mächte. Mit alten Methoden soll die Zeit verschleppt werden, immer noch erwartend, daß sich irgend etwas ereignen wird, um die Krise zu beheben. Und da kennen sie nun alle nur ein Mittel, den Krieg, aber auch darüber wagen sie nicht offen zu sprechen, aus Gründen, die wir bereits oben gestreift haben.

Was wird nun, wenn die Londoner Konferenz ohne Ergebnis abschließt. Die heutigen Machthaber geben sich wohl darüber Klarheit ab, daß ein Versagen dieser Konferenz zwangsläufig zur Bolschewisierung der Welt beitragen muß. Die Massen sind sozialistisch infiziert, die einen nach kommunistischem, die anderen nach marxistischem, die allerletzten nach nationalistischem Muster. Aber die ungeheure Mehrheit der breiten Massen strebt der sozialistischen Umgestaltung zu. Diese Umgestaltung kann nur auf revolutionärem Wege erfolgen. Welche Formen und unter welchen Voraussetzungen diese Revoltierung der breiten Massen erfolgen wird, das vermag mit Sicherheit niemand zu sagen. Aber die Menschheit reift von Tag zu Tag zur Erkenntnis, daß die heutigen Wirtschaftsverhältnisse untragbar sind. In London sehen sie die letzte Hoffnung einer Rettung des bisher gewohnten Systems. Dieses System und seine Krisen sind das Ergebnis der kapitalistischen Wirtschaftsführung, es hat versagt, muß darum beseitigt werden. Der Faschismus mit all seinen Schattierungen ist der letzte Betrug an den breiten Massen, ihnen eine bessere Zukunft mit alten Methoden zu sichern. In seinem Schoß wird die Gegenrevolution gegen den Faschismus geboren, die nächste Zukunft wird dies in Deutschland beweisen. Und dann werden sich die Massen der sozialistischen Versprechungen erinnern, ob nun in marxistischer oder bolchewistischer Form, das zu entscheiden, steht noch aus. Aber niemals wird die Lösung eine nationalistische sein. Hier liegt die Wurzel der kommenden Revolution in Mitteleuropa, sie bleibt nicht an den Grenzen irgend eines Staates stehen, möglich, daß sie durch irgend einen Krieg hinausgeschoben wird, aber in seinem Verlauf muß diese Revolution um so zwangsläufiger Wirklichkeit werden. Ein Veragen Londons ist der Aufbruch der Massen zur Umgestaltung der heutigen kapitalistischen Welt, sie muß in einer Revolution ihren letzten Auslauf finden. —U.

Auer in Freiheit

München. Genosse Erhard Auer, der alte Führer der SPD. in Bayern, ist aus dem Konzentrationslager in Dachau wieder entlassen worden, allerdings nur wegen seines Alters und seiner schweren Krankheit, wegen der er nach seiner Verhaftung zunächst ins Spital des Zuchthauses Stadelheim gebracht worden war. Alle sozialdemokratischen Stadträte Münchens aber sind auch weiter im Konzentrationslager, obwohl der Innenminister und — was viel mehr ist — der Nazigauleiter Wagner ausdrücklich erklärt hat, Sozialdemokraten würden nicht ins Konzentrationslager gesperrt werden.

Nationalsozialistische Mandate aberkannt

Mit eigenen Methoden geschlagen — Das deutsche Beispiel nachgeahmt

Wien. Das in der Freitagsitzung des niederösterreichischen Landtages auf dringlichem Wege beratene Verfassungsgesetz, durch das den Nationalsozialisten alle Mandate und sämtliche Aemter in Niederösterreich aberkannt werden, ist einstimmig, d. h. mit den Stimmen der Christlich-Sozialen und Sozialdemokraten, angenommen worden. Da hierunter auch die Gemeinderatsmandate entfallen, werden die nationalsozialistischen Bürgermeister in drei größeren Gemeinden Niederösterreichs und in einer Anzahl kleinerer Gemeinden ebenfalls durch dieses Verfassungsgesetz ihres Amtes enthoben.

*

Innsbruck. Am Freitag vormittag wurde der nationalsozialistische Bürgermeister der Stadt Kitzbühel, Hotelbesitzer Ernst Reisch, auf die Bezirkshauptmannschaft vorgeladen, wo ihm mitgeteilt wurde, daß er nicht mehr Bürgermeister von Kitzbühel sei. Ferner wurde über ihn eine Arreststrafe von 6 Wochen und eine Geldstrafe von 1000 Schilling verhängt, weil er sich kürzlich für die Freilassung der verhafteten Nationalsozialisten, darunter des reichsdeutschen Staatsbürgers Kaminski eingesetzt und dabei folgendes gesagt habe: „Wenn man Leute wie Kaminski, die das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse tragen, ausweist, so werde ich an Adolf Hitler schreiben, auch die 300000 Oesterreicher, die sich in Deutschland befinden, auszuweisen. „Weitere mehrere Wochen Arrest erhielt Bürgermeister Reisch dafür, daß er anläßlich des Besuches von ausländischen Journalisten, die auf Einladung der Regierung Dollfuß zur Zeit eine Rundreise durch Oesterreich machen, am Rathaus in Kitzbühel die schwarz-weiß-rote Fahne gehißt hatte. Reisch befindet sich jetzt im Landgerichtsgefängnis in Innsbruck.

Der Klagenfurter Bombenwerfer ein SA.-Mann

Klagenfurt. Das „Kärntner Tagblatt“ teilt mit, daß im Zusammenhang mit den Erhebungen über das Sprengstoffattentat auf die Wohnung des Landesrates Silvester Leer in Klagenfurt ein SA-Führer namens Georg Baumgartner aus Zigguln bei Klagenfurt verhaftet worden sei, in dessen Wohnung noch sieben vollständig adjustierte Handgranaten vorgefunden worden sind. Ein Mittäter wird noch gesucht.



Präsident Roosevelt zum Ehrendoktor ernannt

Die Universität Washington verlieh soeben dem Präsidenten der Vereinigten Staaten die Würde eines Ehrendoktors der Rechte. Unser Bild zeigt den Erzbischof von Baltimore, den Kanzler der Universität, bei der feierlichen Einkleidung des Präsidenten Roosevelt in den mit Gold und Purpur verbrämten Doktormantel. In Hintergrund links Frau Roosevelt.

Zusammenschluß Oesterreich—Ungarn

Die Haltung der ungarischen Presse — Schreckschuß gegen die Kleine Entente Im Hintergrund Mussolini?

Budapest. Die Meldungen der Pariser und Londoner Presse über einen angeblichen Plan in Italien, einen Zusammenschluß Oesterreichs und Ungarns herbeizuführen, gibt der gesamten Morgenpresse zu ausführlichen Erörterungen dieser Frage Anlaß. Die der Regierung nahestehenden Blätter „Budapesti Hirlap“ und „Fuggetlenseg“ geben die Ansicht der zuständigen Stellen wieder, indem sie erklären, daß die ganze Angelegenheit ein Manöver der Kleinen Entente sei. In Ungarn sei keine Rede von einer Wiedereinsetzung der Habsburger, und die Königsfrage sei überhaupt nicht aktuell, da ihre Erörterung den Interessen des Landes nicht diene. Die Gefahr der Wiedereinsetzung der Habsburger sei von der Kleinen Entente hervorgerufen worden, die durch ständige Betonung der „ungarischen Gefahr“ eine Begründung für ihre maßlosen Rüstungen finden wolle. — Die bürgerliche Presse begrüßt zum Teil begeistert den Gedanken des österreichisch-ungarischen Zusammenschlusses.

*

Paris. Auch am Freitag ist in der Presse noch immer von den Verhandlungen über einen angeblichen Plan zu einer österreichisch-ungarischen Union die Rede. Die aufeinanderfolgenden Besuche der Diplomaten und Staatsmänner der Kleinen Entente geben natürlich Anlaß zu den verschiedensten Gerüchten, die den von amtlicher Seite verbreiteten Ableugnungen nicht weichen. An zuständiger Stelle weist man darauf hin, daß diese Unterredungen nichts Außergewöhnliches darstellten und daß es durchaus nicht der Erwähnung eines Unionplanes für Oesterreich-Ungarn bedurfte, damit die Staatsmänner der Kleinen Entente Fühlung mit französichen leitenden Politikern suchten. Die Blätter lassen aber nicht ab von der Behauptung, daß Mussolini einen Plan für eine österreichisch-ungarische Union vorbereitet habe. Man gewinnt immer deutlicher den Eindruck, daß dieses Gespenst absichtlich von der französischen Presse geschaffen worden ist, um die Kleine Entente zu schrecken und sie für die französischen Donaubundpläne gefügiger zu machen.

Kein Fortschritt ohne deutsch-französische Einigung

London. Der englische Unterstaatssekretär und Vertreter Englands in Genf, Eden, erklärte im Verlaufe einer Rede in Peterborough u. a.: Ohne eine Einigung zwischen Deutschland und Frankreich auf der Grundlage des englischen Abkommensentwurfes sei ein wirklicher Fortschritt auf der Abrüstungskonferenz unmöglich. Es sei die Aufgabe der englischen Staatskunst, alles zu tun, um eine solche Einigung zu ermöglichen. Das Ziel der englischen Regierung sei ein befriedetes Europa.

Danzig selbständig und friedlich

Danzig. Im Danziger Volkstag gab der neue Senatspräsident Dr. Rauschning die Regierungserklärung ab, in der er sich zu einer Politik des Friedens bekannte, auf das Recht Danzigs zu seiner Selbständigkeit und seiner wirtschaftlichen eigenen Gesetzlichkeit hinwies und unterstrich, daß Danzig deutsch bleibe.

Für die Auflösung des belgischen Parlaments

Bekanntlich ist das belgische Parlament von einer willfährigen Majorität in Ferien gesandt worden, während mittlerweile die bürgerliche Koalitionsregierung mit Hilfe außerordentlicher Vollmachten die Sanierung der Staatsfinanzen auf Kosten des Proletariats durchführt. Das Aktionskomitee der belgischen Arbeiterpartei, das den Abwehrkampf gegen die soziale und die politische Reaktion leitet, hat nun am 14. Juni beschlossen, eine Petitionsaktion einzuleiten, das die Auflösung des Parlaments zum Ziele hat. Dieser Beschluß wurde vom Büro des Generalrats der belgischen Arbeiterpartei gebilligt und unverzüglich die notwendigen organisatorischen Vorbereitungen getroffen, um die Aktion erfolgreich durchzuführen. Wie der „Peuple“ meldet, ist die Aktion bereits im Gange.

Weitere Verbote

Auch die deutschnationalen Betriebsorganisationen aufgelöst.

Berlin. Wie von zuständiger Stelle zu dem Verbot der deutschnationalen Kampfringe erklärt wird, gelten als Nebenorganisationen, die verboten sind, außer dem deutschnationalen Kampfbund für den gewerblichen Mittelstand auch die deutschnationalen Betriebsgruppenorganisationen.

*

Dresden. Auf Grund der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze von Volk und Staat vom 28. 2. 1933 hat das sächsische Innenministerium den Jungdeutschen-Orden samt seinen Unterverbänden für das Gebiet des Freistaates Sachsen aufgelöst und verboten. Ebenso ist der Tannenbergbund samt seinen Unterverbänden für das Gebiet des Freistaates Sachsen aufgelöst und verboten worden. Die Vermögensgegenstände der aufgelösten Verbände werden beschlagnahmt.

Geduld — oder am Posten kleben?

Hugenberg an seine Freunde.

Berlin. Reichsminister Dr. Hugenberg übermittelt der Oeffentlichkeit folgende Erklärung: „Es kommen in diesen Tagen von den Freunden im Lande so viele Anfragen an mich, daß es mir unmöglich ist, sie im Einzelnen zu beantworten. Daher bitte ich noch kurze Zeit Geduld zu haben. Wenn es sich um Entscheidungen handelt, die von schwerster Bedeutung für Volk und Land sein können, ist Uebereilung am wenigsten angebracht. Ich bin gewiß: Niemand wird in diesen Tagen an der Ueberzeugung irre werden, daß zwischen unseren Freunden im Lande und mir unzerreißbare Bande bestehen. gez. Dr. A. Hugenberg.“



Demonstration der Lehrerinnen von Chikago

Infolge der schlechten Finanzlage ist der Lehrerschaft Chikagos seit Monaten kein Gehalt gezahlt. Um energisch auf diesen Uebelstand hinzuweisen, veranstalteten die Lehrerinnen der Stadt mit großen Transparenten einen Demonstrationszug, der an den Hauptverkehrspunkten schwere Stockungen hervorrief. Die Polizei war aber außerstande, den Zug der Lehrerinnen aufzuhalten.

Polnisch-Schlesien

Der bewaffnete Ueberfall auf ein Gut

In der Zeit der großen Volksnot sind Ueberfälle auf Privatpersonen, Wohnungen und Gutsbesitzungen keine Seltenheit. Junge Männer ohne Zukunft, die nicht mehr viel zu verlieren haben, rotten sich zusammen und führen Ueberfälle aus, denn sie wollen leben. Bei solchen Ueberfällen spielt das Menschenleben keine große Rolle. Die sogenannten Banditen riskieren bei dem Ueberfall das Leben und kommen sie aus der Aktion mit heiler Haut heraus, so kommen sie auf den Galgen, denn wir haben bekanntlich die Standgerichte und alle bewaffneten Ueberfälle kommen eben vor die Standgerichte. Kein Wunder, wenn die Täter die Ueberfallenen niederschießen, sobald sich diese wehren wollen.

Es gibt aber noch andere Ueberfälle, mit Waffen ausgeführt, die aber kaum die Standgerichte beschäftigen werden. Von einem solchen Ueberfall wollen wir hier erzählen. Der Ueberfall hat sich in Witkowice, im Kreise Brzesiny, bei Lodz abgespielt. Witkowice ist eine Gutsbesitzung, die dem Gutsbesitzer Walicki gehört. Die Gutsbesitzer befinden sich bekanntlich in einer kritischen finanziellen Lage. Das ist eigentlich nichts mehr neues, denn sie befanden sich auch vor dem Kriege unaufhörlich in einer kritischen Lage und dürften aus dieser kritischen Lage kaum jemals herauskommen. Sie müßten ihr Leben ganz anders einrichten und dazu sind diese Herrschaften nicht fähig.

Herr Gutsbesitzer Walicki befand sich eben in einer solchen kritischen Lage und wollte sich auf solche Art und Weise retten, daß er einen stillen Kompagnon, in der Person eines gewissen Ostrowski aufnahm. Ostrowski wurde somit Teilhaber und setzte seine Bevollmächtigten dem Walicki auf den Hals. Sie trugen die schönen Namen: Fenikstein und Walfowicz. Die beiden zogen nach Witkowice ein und fühlten sich hier wie zu Hause. Sie waren auch zu Hause, nur Herr Walicki fühlte sich von da ab nicht mehr wie zu Hause. Die beiden Fenikstein und Walfowicz wollten eben mitreden und mitwirtschaften und Walicki wollte allein reden und bestimmen. So kam es in Witkowice zu einem argen „Familienstreit“. Die zwei Mitbewohner wollten Walicki aus dem Sattel heben und Walicki wollte wieder die beiden Eindringlinge beseitigen. Eine echte „Papstrevolution“ ist ausgebrochen und da jede Partei die Oberhand behalten wollte, so zog man die Palastbedienung mit in die „Palastrevolution“ hinein. Die Dienerschaft, wie halt die Dienerschaft einmal ist, „spaltete“ sich in zwei Teile. Man gründete im Palast zwei „Parteien“ und zwar eine „Partei“ Walicki und die zweite Partei Fenikstein. Die Parteien müssen mit einander kämpfen und sie haben auch gekämpft. Die Parteiführer blieben ein wenig im Hintergrund, während sich die Dienerschaft unaufhörlich raufte. Zuletzt kam es zu wüsten Schlägereien unter der Dienerschaft, wobei es blutige Köpfe gegeben hat, und die Polizei intervenieren mußte. Es wurden Strafprotokolle verfaßt und der Arzt hatte die Hände voll zu tun gehabt, denn es hat „Kriegsverletzte“ gegeben.

Am vergangenen Dienstag wurde endlich die Entscheidungsschlacht vorbereitet und durchgeführt. Fenikstein und Walfowicz haben ihre „Armee“ ausgerüstet, so gut sich das machen ließ. Revolver und Flinten wurden vorbereitet und Beile und Aexte waren auch zur Hand. Walicki hat natürlich Lunte gerochen und rüstete auch seine „Armee“ aus. Auch hier wurden Schuß- und Hiebwaffen beschafft und bereit gelegt.

Am Dienstag fiel endlich das Kommando zum Angriff. Fenikstein und Walfowicz führten die Angriffsarmee. Zuerst wurden die Knechte im Stall überfallen, desgleichen auch die Mägde. Sie wurden unschädlich gemacht und als „Kriegsgefangene“ in den Kellerräumen eingesperrt. Dann ging man gegen den Palast vor, wo sich Walicki mit seiner Armee verschanzte. Hier kam es zu einem regelrechten Kampf, wobei ein jedes Zimmer gestürmt werden mußte. Schüsse krachten und die Aexte hieben auf die Hindernisse. Die Verwundeten stöhnten.

Nach einem mehrstündigen Kampf war die Hälfte des Palastes erobert und da rückte eine Polizeiabteilung an, die sich mit dem Gummiknüppel in den Kampf einmischte. Die Führer der Angriffsarmee erhielten einige Schläge auf den Schädel und verkrochen sich, aber auch die Verteidiger gingen nicht leer aus. Nach einer halben Stunde siegte die Polizei und bald erschien der Staatsanwalt an Ort und Stelle. Mehrere Personen sind verletzt und 20 Personen wurden verhaftet. So hat die Entscheidungsschlacht in Witkowice geendet.

Beratungen über die Arbeitslage im Industriebezirk

Departementsdirektor Klott beim Wojewoden.

Am gestrigen Freitag ist Departementsdirektor Klott aus Warschau in Kattowitz eingetroffen, um an einer besonderen Konferenz über die augenblickliche Lage auf dem oberschlesischen Arbeitsmarkt teilzunehmen. Diese Konferenz fand beim schlesischen Wojewoden Dr. Grazynski statt. Zugegen waren Vertreter der Arbeitgeber, sowie der Arbeitnehmerschaft.

y.

Der Lohnabbau auf den Erzgruben rechtskräftig

Wir haben berichtet, daß der Schlichtungsausschuß die Arbeiterlöhne in den Erzgruben durch einen Schiedsspruch um 5 Prozent herabsetzte. Den beiden Parteien, Arbeitgeberverband und Arbeitergewerkschaften wurde anheimgestellt, den Schlichtungsspruch eventuell anzufechten. Das ist nicht geschehen und nachdem die Frist abgelaufen ist, ist der Schiedsspruch rechtskräftig geworden.

Tragischer Unglücksfall auf Gotthardtgrube

Auf der Gotthardtgrube ereignete sich ein tragischer Unglücksfall. Der Arbeiter Maximilian Stanik stieg so unglücklich aus der Lokomotive, daß er dabei stürzte und sich das Rückgrat brach. In bedenklichem Zustand wurde Stanik ins Spital nach Rudzka Kuznia eingeliefert.

Sozialistische und christliche Weltanschauung

Kampf gegen den Kommunismus und Marxismus — Die katholische „Polonia“ über den Kampf gegen die Kommunisten — Der Marxismus und der Kapitalismus — Katholische wirtschaftliche Grundsätze

Selten kommt es vor, daß die Gegner des Marxismus, sich grundsätzlich mit den Marxisten auseinander setzen. Gewiß gibt es auch bürgerliche Theoretiker, die den Versuch wagen, öffentlich, sei es durch die Presse, oder Vorlesungen die Theorie des Sozialismus anzugreifen und ihr eine andere Theorie, nämlich

die des Privateigentum,

entgegenzustellen. Das läßt sich vom wirtschaftlichen Standpunkt gar nicht begründen. Wer sollte es wagen, aufzustehen und zu erklären, daß die heutige Wirtschaftsordnung gut sei und daß nur die Marxisten schlechte Kerle sind? Wer sollte es wagen, eine Wirtschaft zu verteidigen und uns anzuempfehlen,

wenn allein in Brasilien 18 Millionen Säcke Kaffee in einem Jahre ins Meer geschüttet wurden,

während Millionen nicht einmal wissen, wie der Kaffee schmeckt, oder das Berge von Baumwolle verbrannt, während das Volk in Lumpen gehüllt herumläuft. Millionen von Rindern, Schafen, Schweine werden vernichtet und auf der andern Seite verhungern Millionen von Menschen. Mit Weizen werden Oefen, Schiffe und Eisenbahnen geheizt und wir haben kein Brot.

Angesichts dieser fürchterlichen Katastrophe, kann nur ein Mussolini oder ein Hitler wagen, bei dem heutigen kapitalistischen Wirtschaftssystem, allen Menschen Arbeit und Brot in Hülle und Fülle zu verschaffen. Arbeit und Brot werden sie ihren treuen Anhängern verschaffen, in dem sie den Anderen das Brot aus der Hand schlagen und sie dem Hungertode in die Arme treiben. Das ist alles was sie machen können, wenn sie das heutige Wirtschaftssystem nicht von Grund aus, umbauen werden.

In Deutschland macht sich schon seit vielen Wochen eine Teuerung bemerkbar, die geeignet ist, alle Gesellschaftsklassen, wenn von Großgrundbesitz und Kapitalisten abgesehen wird, in die große Hungersarmee „gleichzuschalten“.

Den Sozialisten in Deutschland kann man nur den Vorwurf machen, daß sie die kapitalistische Clique nicht beizeiten am Kragen gepackt haben, aber das hat mit der Marxistischen Theorie nichts zu tun. Die Zeit wird schon kommen, daß das Versäumte nachgeholt wird und die Heimzahlung für die Verfolgung, die Not und das Elend wird dann Formen annehmen, die man in den sozialistischen Kreisen sicherlich nicht gewünscht hat.

Doch wollen wir heute über einen „Polonia“-Artikel schreiben, in welchem über Marxismus und Kommunismus die Rede ist. Es ist das der Artikel: „Die Angst vor dem Kommunismus“, vom 22. d. Mts., der in ruhigem Tone gehalten ist. Einleitend wird ausgeführt, daß die Angst vor dem Kommunismus übertrieben sei und daß die Verfolgung der Kommunisten zu einer argen und unerwünschten

Zuspitzung der Wirtschaftsverhältnisse führt.

Besonders soll man die Jugend schonen, wenn sie sich durch Gefühlsmomente leiten läßt und den Kommunismus propagiert. Steckt man die Jugend in die Gefängnisse, dann zerschneidet man das Tischtuch zwischen der Gesellschaft und dieser Jugend und macht aus ihr verbissene Agitatoren.

Nach dieser Einleitung wird dann mit dem Marxismus überhaupt abgerechnet und schließlich die richtige Behauptung aufgestellt,

daß der Marxismus mit der kapitalistischen Weltordnung innigst verbunden sei,

daß er gerade durch den Kapitalismus geboren wurde. Die „Polonia“ geht noch weiter und sie sagt,

daß sie die Kritik der kapitalistischen Weltordnung, die von den Marxisten geübt wird, voll und ganz billige.

Sie beruft sich dabei auf zahlreiche Autoritäten, wie Bischöfe u. a., die gesagt haben, daß sie die Kritik der Marxisten an der kapitalistischen Wirtschaftsordnung billigen.

Der Kampf gegen den Marxismus — heißt es weiter — ist heutzutage sehr populär und beruft sich dann mit Unrecht auf Sowjet-Rußland, daß die Besitzenden in heilige Angst versetze, denn sie zittern um ihren Besitz. Wir haben schon unzählige Male darauf hingewiesen, daß Rußland für die Verwirklichung des Marxismus, wohl das ungeeignetste Land sei, weil dort keine Industrie und kein geschultes Proletariat war.

Man konnte dort die marxistische Idee nur mit Gewalt, durch eine rücksichtslose Diktatur dem Bauernvolke aufdrängen und hat dem Marxismus selbst, unheilvolle Wunden geschlagen.

Diese Kampfmethoden haben den Faschismus großgezogen der sich zur Aufgabe stellte, den Marxismus zu vernichten. Der Marxismus wird nicht vernichtet, aber die

Arbeiterklasse wird versklavt und die ganze Nation in das tiefste Mittelalter zurückgeworfen, wobei die Zivilisation und die menschliche Kultur auf dem Spiele stehen.

Der Faschismus, wie wir ihn gegenwärtig in Deutschland erleben, ist womöglich noch viel gefährlicher als der Bolschewismus, gefährlicher insofern. als er alle Klassen der menschlichen Gesellschaft zu vernichten droht und letzten Endes niemanden helfen wird. Recht hat die „Polonia“, wenn sie schreibt, daß die besitzenden Klassen, die das heutige Wirtschaftssystem nicht abändern wollen, Schutz bei den Faschisten suchen und sie hat weiter Recht, wenn sie die Behauptung aufstellt,

daß der Faschismus am schwersten die Arbeiterklasse trifft,

die doch ohnehin die ganze Last der Wirtschaftskrise auf ihren Schultern trägt. Wohl behaupten die Faschisten, daß ihr Haß und ihr Kampf nicht gegen die Arbeiterklasse gerichtet sei, aber sie fangen mit der Verwirklichung ihrer Theorien von dem Raub der Bürgerrechte gerade bei den Arbeitern an. In den Gefängnissen sitzen Arbeiter, in den Konzentrationslagern natürlich auch. Die Arbeiter sind diejenigen, die ihre Vertretung in den gesetzgebenden Körperschaften preisgeben mußten, daß sie alle eroberten Rechte an die Faschisten bezw. ihre Diktatoren abtreten mußten

Ihnen ist nicht einmal die Freiheit auf Arbeit und Brot geblieben.

Sie dürfen weder selbständig denken noch handeln. Sie müssen daran glauben, was man ihnen vorsetzt und dürfen nicht murren, denn sie werden sofort als die Kommunisten verschrieen und wandern in die Gefängnisse.

Die „Polonia“ hat in dem erwähnten Artikel viele Tatsachen festgestellt, aber sie zog daraus unrichtige Schlüsse. Sie will die Wirtschaftsordnung so aufbauen, wie das die katholische Kirche haben will. Der Kapitalist soll ein „Freund“ der Arbeiter sein. Er soll mit ihnen zusammen in die Kirche gehen, soll gewiß die Arbeiter ausbeuten, aber nicht so rücksichtslos, wie das heute geschieht. Wer will den Nachweis erbringen wollen, daß die heutigen Kapitalisten keine guten Christen seien, daß sie es mit den Arbeitern nicht gut meinen. Man möge nur einen Generaldirektor fragen, was er darüber denkt.

Er wird uns sofort antworten, daß die Arbeiterreduktionen im Interesse der Arbeiter gelegen sind, daß der Lohnabbau natürlich auch

und daß sie den Arbeiter gar nicht ausbeuten, denn sie bringen allein die größten Opfer. Uns wird auch das System der individuellen Produktion nicht retten können, denn sie muß logischerweise zu einer Konzentration des Kapitals führen. Nein, dieser Weg führt nicht zum Ziele. Die kapitalistische Weltordnung muß gestürzt und an ihre Stelle die marxistische aufgebaut werden. Alles andere sind fromme Wünsche, sind Utopien, die niemanden helfen werden und am allerwenigsten der Arbeiterklasse.

Eine Arbeiterdelegation der Blüchergrube beim Wojewoden

Gestern empfing der Herr Wojewode eine Arbeiter- und Angestelltendelegation, der sich auch eine Abordnung der Gemeinden Boguschowitz und Gottartowitz anschlaß, die gegen die beabsichtigte Stillegung der Blüchergrube protestierte. Auf der Blüchergrube arbeiten gegenwärtig 1 300 Arbeiter, die sich durch die Stillegung in ihrer Existenz bedroht fühlen. Die Grube soll bekanntlich am 1. Juli stillgelegt werden. Im Monat Mai haben die Arbeiter insgesamt 13 Schichten gearbeitet.

Der Schlesische Sejm in Ferien

Wie das Sejmbüro des Schlesischen Sejms mitteilt, wird die nächste Plenarsitzung nicht vor dem 20. September stattfinden. Die Kommissionen sollen indessen ihre Arbeiten bereits am 1. September aufnehmen. Ohne besondere Veranlassung ist der Schlesische Sejm in die Ferien gegangen, nachdem er an und für sich die von der Regierung als dringlich empfundenen Arbeiten erledigt hat. Eine Reihe von Projekten, insbesondere das Statut über die innere Organisation der Wojewodschaft, die eigentliche Verfassung Schlesiens, ist also bis dahin hinausgeschoben, nachdem die hierfür besonders eingesetzte Kommission drei Sitzungen abgehalten hat, ohne überhaupt eine einheitliche Plattform zu schaffen. Es erweckt den Anschein, als wenn auch dieser Sejm auf Grund seiner Zusammensetzung, nicht in der Lage wäre, daß allerwichtigste Projekte durchzubringen und der Wojewodschaft die Autonomie zu sichern.

Zeuge wird nach der Verhandlung ermordet

Vor dem Königshütter Gericht fand ein Meineidsprozeß statt, dem eine Alimentationsklage voran ging. Im vergangenen Jahre wurde der Alfred Schmatloch aus Lipine zur Zahlung von Alimenten an die Amalie Halemba aus Chropaczow verurteilt. Ein gewisser Lesniak, 32 Jahre alt, der auf der Schlesiengrube beschäftigt war, ständig aber im Kreise Wadowice mit seiner Familie wohnt, rühmte sich nach dem Termin wiederholt, daß er eigentlich die Alimente bezahlen müßte und Vater des Kindes ist. Seinerzeit hatte L. in der Verhandlung beeidet, daß er mit der H. nicht das geringste zu tun gehabt hat, worauf, wie bereits angeführt, Sch. zur Zahlung verurteilt wurde. Da aber L. seine Andeutungen wiederholte, strengte Sch. gegen die H. und ihn einen Meineidsprozeß an. In der Verhandlung aber, stritt L., der übrigens einen sehr beschränkten Eindruck macht, abermals ab, etwas mit der H. zu tun gehabt haben. Daraufhin wurde L. freigesprochen und Sch. muß an die H. die Alimente weiterzahlen.

Kaum daß die Angeführten das Gerichtsgebäude verlassen und den Heimweg angetreten haben, kam es an der ul. 3-go Maja zwischen dem L. und den Gebrüdern Sch. zu Reibereien. Diese arteten soweit aus, daß L. auf der nach Lipine führenden Königshütter Straße von den Brüdern überfallen und durch mehrere Messerstiche verletzt wurde. Einer davon wirkte sofort tödlich. Die Leiche wurde nach der Leichenhalle des Krankenhauses in Piasniki geschafft. Der Mordausschuß und ein Arzt nahmen den Tatbestand auf. Nun wollten die Täter auf einem Fahrrade über die Grenze gelangen, wurden aber von nachfolgender Polizei eingeholt und festgenommen.

k.

Wasserdurchbruch auf der Kopalnia „Polska“

Gestern um 4 Uhr früh haben große Wassermassen, eines unter Wasser befindlichen unterirdischen Ganges einer Nachbargrube, die Wand durchbrochen und die ganze Kopalnia „Polska“ überschwemmt. Bis es gelungen war, alle Wasserpumpen in Bewegung zu setzen, war die Grube überschwemmt. Die Wasserpumpen konnten die großen Wassermassen nicht hinausschaffen. Es müssen besondere Pumpen aufgestellt werden, um die Grube zu entwässern. Die Entwässerung wird durchgeführt, aber diese Arbeit dürfte längere Zeit dauern. Man rechnet damit, daß die Grubenentwässerung reichlich 14 Tage in Anspruch nehmen wird. So lange wird die Kopalnia „Polska“ außer Betrieb bleiben müssen. Die Grubenverwaltung gibt bekannt, daß sie die Arbeiter auf einem anderen Grubenfeld beschäftigen wird. Bei dem Wasserdurchbruch ist glücklicherweise niemand verunglückt. Das ist darauf zurückzuführen, daß in dieser Zeit kein Arbeiter unten war, weil in der Nacht keine Kohle gefördert wird. Die Zahl der Arbeiter auf der Kopalnia „Polska“ ist bekanntlich beschränkt.

Perlstein-Pielawski ausgerissen

Der bereits aus vielen Prozessen bekannte Perlstein-Pielawski, der sich auch Journalist schimpfte und wegen unsauberer Geschäfte zu einer längeren Freiheitsstrafe verurteilt wurde, ist aus dem Gefängnis ausgerissen. Pielawski wird durch den Staatsanwalt steckbrieflich verfolgt.

Belegschaftsversammlung der Hüttenbetriebe der Königshütte

Ein Notschrei an die Oeffentlichkeit — Gegen die ungerechte Verteilung der Aufträge
Mehr Beachtung der Arbeitervertretung

Am Mittwoch nachmittag kam die Belegschaft der Betriebe der Königshütte in einer Stärke von über 1000 Mann im „Russenlager“ zusammen, um gegen die ungerechte Verteilung der Aufträge öffentlich Einspruch zu erheben. Nachdem Betriebsrat Bochenek die Tagesordnung bekanntgegeben hatte, ergriff Betriebsrat Kollege Smieskol das Wort und führte u. a. aus: Wenn auf Wunsch der Belegschaft wir heute zu dieser Versammlung erschienen sind, so auch aus dem Grunde, um Stellung zu nehmen gegen die willkürliche Behandlung der Generaldirektion in Bismarckhütte. Trotz fortgesetzter Verhandlungen mit der Generaldirektion konnte dem bisherigen Uebel in der ungerechten Auftragsverteilung nicht entgegengetreten werden. Es hat den Anschein,

als wenn die Betriebsvertretung für diese Herren als notwendiges Uebel betrachtet werden kann.

Der Verlauf solcher Verhandlungen hat darauf deuten lassen. Doch kann dieses nicht so weiter gehen, und wir uns auf die bestehenden Rechte des Betriebsrätegesetzes stützen. Vortragender behandelt weiter die Angelegenheiten der Betriebe der Königshütte und insbesondere die Aussichten für das Schnell- und Morganwalzwerk. Nachdem das Schnellwalzwerk fast 18 Monate stillgestanden hat, erhielt es einen geringen Auftrag,

weil die Falvahütte die Einhaltung des Lieferungstermines nicht garantieren konnte,

und dafür die festgesetzte Konventionalstrafe entrichtet werden müßte. Nach kaum 6 Wochen ist der Auftrag aufgearbeitet, so daß diesem Walzwerk wieder die Stillegung droht. Ebenso ist es um das Morganwalzwerk bestellt. Es wird von der Verteilungsstelle der Generaldirektion verlangt, daß die stiefmütterliche Behandlung ein Ende nehmen soll.

Es geht nicht an, daß eine Hütte mit viel geringerer Belegschaft mehr Aufträge zugewiesen erhält, als die Königshütte.

Dasselbe bezieht sich auf die Sortenverteilung. Es ist nicht egal, ob die Königshütte 4000 Tonnen Eisenbahnschienen zum Auswalzen erhält, oder ob es leichte Eisensorten in Form von Draht, kleinen Winkeln, Stabeisen usw. auswalzen müßte. Es muß eine prozentuale Verteilung erfolgen, aber so, daß die Eisenbahnschienen aus dieser herausgezogen werden, wie es im Rohr- und Blechwalzwerk der Bismarckhütte der Fall ist. In Verbindung damit muß die

Verteilung der Aufträge eine gleiche sein

und der bisherige Schlüssel 60 zu 40 für die Königshütte geändert werden. Ferner wird die Zuweisung von über 8 Millimeter Stabeisen für das Morganwalzwerk verlangt. Wenn auch an die Belegschaftsvertretung das Ansinnen gerichtet wurde, dahin zu wirken, daß auf eine freiwillige Lohnherabsetzung eingegangen wird, so ist dem entgegenzuhalten, daß sich die Belegschaft nicht darauf einigen kann, weil die bisherigen Löhne schon soweit abgebaut sind, daß sie kaum für den Lebensunterhalt der Familie ausreichen. Auch die Ankündigung der Generaldirektion, daß von den 60 000 Tonnen Russenaufträgen nur 15 000 Tonnen finanziert sind, wird wohl kaum etwas an der Tatsache ändern. Gegenwärtig sind an die 2800 Leute in der Königshütte beschäftigt, weitere 500 Mann befinden sich im dreimonatlichen Turnusurlaub. Die zum wiederholten Male ausgesprochene Kündigung von 200 Mann der arbeitenden Belegschaft ist nicht am Platze, weil Aufträge genügend in den 60 000 Tonnen vorhanden sind. — Nachdem noch Betriebsrat Wrobel und Bombka Ergänzungen gemacht haben, setzte eine lebhafte Aussprache ein. Allgemein wurde betont, daß die Handlungsweise der Generaldirektion in der ungerechten Auftragserteilung öffentlich gebrandmarkt werden muß, damit die Machenschaften der J. G. bekannt werden. Wenn seitens der Generaldirektion kein schriftlicher Bescheid auf die gestellten Fragen und Forderungen einkommen wird, soll

unter Umständen zu einem Proteststreik gegriffen

werden. Deshalb soll in der nächsten Zeit eine weitere Belegschaftsversammlung anberaumt werden. Nach einem Schlußwort des Betriebsrates Bochenek wurde folgende Entschließung einstimmig angenommen:

Entschließung.

Wir in einer Stärke von 1000 Mann versammelten Belegschaftsmitglieder der Königshütte protestieren auf das energischeste gegen die Machenschaften des Direktors Scherff und der anderen Beamten der J. G., weil sie diejenigen sind, die die ungerechte Verteilung der Aufträge ausführen lassen. Die heutige Versammlung soll der Oeffentlichkeit und den Behörden Aufklärung geben, wie diese Herren in Bismarckhütte die Königshütte stiefmütterlich behandeln.

Ferner verlangen wir, daß Eisenbahnschienen aus der prozentualen Verteilung herausgezogen werden, so wie in Bismarckhütte es im Blech- und Rohrwalzwerk gehandhabt wird. Die Verteilung von Stabeisen zwischen der Königs- und Falvahütte zu gleichen Teilen vorgenommen werden.

Für das Morganwalzwerk wird Zuteilung von über 8 Millimeter Stabeisen verlangt, begründet damit, um das Verkaufen unter der Hand in den Hütten „Bankowa“ und „Handke“ zu unterbinden. Der Verkauf in den angeführten Eisenhütten bringt der Belegschaft eine Benachteilgung.

Besonders protestiert wird gegen die Nichtbeantwortung der gestellten Fragen und verlangen eine Schätzung des Betriebsrätegesetzes. Sollte unseren gerechten Ansprüchen nicht entsprochen werden, so wird ein Proteststreik eingeleitet. Für alles daraus Entstehende trägt die Verwaltung der J. G. die Verantwortung. k.

Kattowitz und Umgebung

7 Monate für versuchte Beamtenbestechung.

Einen fatalen Ausgang nahm eine Prozeßsache, die am Freitag in Kattowitz vor sich ging, für den Kaufmann Szlama Gleicer aus Tarnowitz. Gleicer erschien im Büro der Verkehrskarten-Ausgabestelle im Polizeidirektionsgebäude in Kattowitz zwecks Verlängerung einer Verkehrskarte. Der diensttuende Beamte stellte bei näherer Ueberprüfung fest, daß auf der Verkehrskarte Fälschungen vorgenommen wurden. Aus diesem Grunde behielt er das Dokument zurück, um weitere Nachforschungen einleiten zu lassen. Gleicer drängte den Beamten fortgesetzt, ihm doch die Legitimationskarte wieder zuzustellen. Er erschien an einem anderen Tage wieder und frug den fraglichen Polizisten, ob ihm 15 Zloty genügen würden. Der Polizeibeamte legte Wert darauf, den Namen des Mitschuldigen zu erfahren, welcher an der Dokumentenfälschung beteiligt war. Daher führte er den Gleicer aufs Glatteis, indem er erklärte, daß ihm ein so kleiner Betrag nicht genüge. Später wurde gegen Geicer Strafantrag wegen versuchter Bestechung eingeleitet. Beim gerichtlichen Verhör erklärte Gleicer, daß er von sich aus keine Beamtenbestechung plante, Dagegen habe der Polizist ihn an einem anderen Tage bestellt und dann gefragt, wieviel Geld er geben könne, um die Verkehrskarte wieder zu bekommen. Die 15 Zloty waren ihm nach Angaben des Gleicer zu wenig, da er, der Beamte, angeblich noch mit einem Dienstkollegen zu teilen hatte. Nach Vernehmung des betreffenden Polizeibeamten war das Gericht von der Schuld des Gleicer überzeugt. Er erhielt wegen versuchter Beamtenbestechung 7 Monate Gefängnis sowie eine Geldstrafe von 600 Zloty. y.

Zwei Personenauto prallen zusammen. Am Kattowitzer Ring kam es zwischen zwei Personenautos zu einem wuchtigen Zusammenprall. Eines der Kraftwagen, und zwar Sl. 7798, wurde beschädigt. Den Verkehrsunfall soll der Chauffeur des anderen Autos verschuldet haben, da er ein zu schnelles Fahrtempo eingeschlagen hatte. r.

Ein schlechter Freundschaftsdienst. Auf der ul. Plebiscytowa verursachte der Alfred Ploch aus Kattowitz in betrunkenem Zustand Lärmszenen. Ein Polizeibeamter schritt ein und wollte schließlich den Ruhestörer zur Wache bringen, da sich dieser nicht beruhigen wollte. Poch leistete mit Händen und Füßen ärgsten Widerstand. Zu alledem eilte noch der Stanislaus Madeja aus Kattowitz herbei, welcher auf den Polizeibeamten einsprach, seinen Freund freizulassen, gleichzeitig aber versuchte, den Arrestanten zu befreien, indem er gegen den Polizisten tätlich vorging. Poch und Madeja hatten sich am gestrigen Freitag vor dem Kattowitzer Landgericht zu verantworten. Während Ploch mit einem Monat Gefängnis davonkam, wurde Madeja für seinen schlechten Freundschaftsdienst zu ½ Jahre Gefängnis verdonnert. y.

Königshütte und Umgebung

Pläne zur Verkehrsregelung in der Nordstadt.

Nach der neuen Regelung des Verkehrs im südlichen Stadtteil erachten die städtischen Körperschaften es als eine dringende Notwendigkeit, auch im nördlichen Stadtteil eine andere Verkehrsregelung einzuführen. Hauptsächlich handelt es sich um die Ein- und Ausfahrt am Güterbahnhof, die schon wiederholt bei starkem Verkehr in der ulica Bytomska zu Unglücksfällen Anlaß gegeben hat. Die Regelung daselbst würde von weittragender Bedeutung sein, zumal daselbst der Güterbahnhof, die städtische Markthalle und der Schlachthof liegen. Zudem kommt der starke Fußgängerverkehr zwischen dem nördlichen und dem südlichen Stadtteil hinzu. In Anbetracht der Unsicherheit an diesen Stellen soll eine Wandlung geschaffen werden, wobei verschiedene Projekte erwogen werden.

Ein besonderer Ausschuß hatte eine Besichtigung vorgenommen und Prüfungen vorgenommen. U. a. sollte über die gefährdete Stelle nach dem Güterbahnhof eine Brücke erbaut werden, die von der Markthalle auslaufen sollte. Man kam aber zu der Auffassung, daß damit eine Verkehrserleichterung nicht eintreten würde. Ein Projekt des Magistrats sieht die Ein- und Ausfahrt an der ulica Lompy und Sienkiewicza, zwischen dem Sternbergschen Grundstück und dem Güterbahnhof vor. Dagegen hat aber die Eisenbahndirektion ihre Bedenken, weil sie vermeiden will, daß innerhalb des Güterbahnhofes eine gefährdete Stelle geschaffen würde. Der Magistrat schlug aus technischen Gründen die Durchfahrt durch einen Tunnel vor, doch verhindern die hohen Kosten die Entschlußkraft. Andere Projekte wollen eine Zufahrtsstraße von der ulica Florjanska an der ulica Krakusa, entlang des Anschlußgleises des städtischen Schlachthofes über eine Rampe bei Kürzung des Verladegleises, in Betracht ziehen. Nach allen Erwägungen wurde das städtische Bauamt beauftragt, Skizzen zu den entsprechenden Projekten anzufertigen, damit alle Möglichkeiten von technischer wie auch finanzieller Seite in Betracht gezogen werden können. k.

Arztdienst. Den Arztdienst für die Mitglieder der Allgemeinen Ortskrankenkasse versieht Dr. Riedel an der ulica 3-go Maja 12. Der Dienst beginnt am Sonnabend mittags 12 Uhr und endet am Montag, früh 8 Uhr. k.

Auf der Straße überfallen. Der Invalide Peter Jadwiszczok aus Hohenlinde wurde an der ulica Poniatowskiego von drei Männern überfallen. Einer von ihnen ergriff den Alten an der Kehle, schlug ihn mehrere Male ins Gesicht und nahm ihm aus der Tasche einen Betrag von 22 Zloty weg. Nach dieser Tat verschwanden die Täter unerkannt. k.

Die Flucht vor der Reduktion. Mit den fortgesetzten Massenentlassungen in der Schwerindustrie ist eine neue Aera der Selbstrettung gekommen, indem ein jeder noch im Arbeitsverhältnis Stehende versucht, dem Gespenst der Entlassung mit seinen verschiedenen Folgeerscheinungen zu entgehen. Darum wird auch zu allen, zu Gebote stehenden Mitteln gegriffen. Ganz besonders wird von polnischen Mitgliedern dahin rege Propaganda getrieben, indem man weißmachen will, daß, wenn jemand einer polnischen Organisation angehört, nicht so schnell entlassen werden kann. So plump auch eine solche Agitation ist und schon sehr viele hereingefallen, aber auch bereut haben, beweisen Fälle, wo Uebertritte aus deutschen Organisationen in polnische vorgenommen wurden, und bei den letzten verschiedenen Kündigungen ebenso die Mitglieder der polnischen Organisationen gekündigt erhalten haben, wie die deutschen. Somit hat solchen Leuten auch der Uebertritt nichts genützt. Wie wäre es denn übrigens, wenn tatsächlich alle in einer polnischen Gewerkschaft organisiert wären und Entlassungen vom Demobilmachungskommissar genehmigt werden? Somit ist der Beweis erbracht worden, daß auch die Mitgliedschaft zu einer polnischen Organisation nicht vor Entlassungen schützen kann. Darum kann nur jedem geraten werden, sich nicht durch irgendwelche Versprechungen irreführen zu lassen. Der Deutsche Metallarbeiterverband als auch die anderen deutschen Verbände werden nach wie vor ihre Mitglieder zu schützen verstehen, wenn es die Notwendigkeit erfordert. Die heutigen „Ueberläufer“ werden einmal wie schon so viele, ihren unüberlegten Schritt bereuen. Sollten sich ein Beispiel nehmen an den in Deutschland in den polnischen Organisationen organisierten Mitgliedern, die auch nicht in die deutschen Gewerkschaften übergehen. Und dies sollte auch von allen Mitgliedern der deutschen Gewerkschaften beherzigt werden! k.

Siemianowitz

Aus der Bainaower Gemeindestube.

Schluß mit der kommissarischen Wirtschaft.

Am Mittwoch fand in Baingow eine Sitzung der Gemeindevertretung statt, in welcher der neugewählte und bestätigte Gemeindevorsteher Kuchta in sein Amt eingeführt wurde. Damit hat die Periode der zweijährigen Kommissarenwirtschaft ihr Ende gefunden, an welcher die Einwohner von Baingow keine besondere Freude hatten. Von der Arbeit der drei kommissarischen Gemeindevorsteher in den letzten zwei Jahren hat die Bevölkerung die Nase gründlich voll bekommen und wünscht sich solche Zeiten nicht mehr zurück. Der neue Gemeindevorsteher, welcher bereits vor zwei Jahren dieses Amt bekleidete wünschte den Gemeindevertretern eine ersprießliche Zusammenarbeit zum Wohle aller Ortseinwohner. Es wurde weiter beschlossen, zur Hebung der Gemeindefinanzen Verwaltungsgebühren einzuführen, wobei Arbeitslose und Ortsarme von solcher Besteuerung entbunden bleiben sollen. Nach Erledigung einiger unbedeutender Punkte fand die für die Gemeinde so denkwürdige Sitzung ihren Abschluß. o.

Noch ein Unfall am Biedaschacht. Am Donnerstag nachmittags ist, außer den gestern gemeldeten zwei Unfällen, noch ein dritter Unfall zu verzeichnen gewesen, wobei ein Arbeitsloser von einem Fuhrwerk überfahren wurde. Einer der im Notschacht Schwerverletzten ist bereits gestorben. Im Verlaufe des gestrigen Tages wurde aus Anlaß der Unfälle wiederum das Notschachtgelände von der Polizei abgesperrt und die dort beschäftigten Arbeitslosen vertrieben. o

Ermittelt und zur Anzeige gebracht wurden drei Personen, welche Anfang dieser Woche die Fensterscheiben der, auf der Michalkowitzerstraße Nr. 9 wohnhaften Frau Gertrud Styczyrz, eingeschlagen haben. Hierbei soll es sich um einen politischen Racheakt handeln, weil Frau St. ihre Kinder in die Minderheitsschule schickt. o.

Tolle Streiche eines Blitzes. Beim letzten Gewitter schlug der Blitz in Josefsdorf in ein Haus ein und weil es ein kalter Strahl war, ist glücklicherweise kein Brand dadurch verursacht worden. Dessen ungeachtet hat aber der Blitz in der Küche einer Einwohnerin dieses Hauses ziemlichen Schaden angerichtet. Er schlug zunächst in die Antenne, welche am Schornstein des Hauses befestigt war, fuhr dann durch den Schornstein in die Küche, demolierte den Ofen, warf die Ofenplatten, Töpfe und alle metallenen Gegenstände kunterbunt in der Küche durcheinander, gelangte durch das Schlüsselloch in den Hausflur, wobei er ebenfalls alles Bewegliche, wie Kannen, Eimer und sonstige Geräte durcheinander wirbelte und suchte dann unter lautem Getöse das Freie. Das ganze Haus wurde bei diesem Treiben des Blitzes erschüttert. Am meisten wunderte sich die Wohnungsinhaberin, wer wohl in ihrer Abwesenheit in der verschlossenen Wohnung solche Zerstörungsarbeit geleistet haben konnte, bis sie von ihren Hausnachbarn über die Ursache aufgeklärt wurde. Solche Streiche sind bei einschlagenden Blitzen tatsächlich schon öfters vorgekommen. o.

Die Razzia am gestrigen Tage fortgesetzt. Die am Donnerstag durchgeführte Razzia auf Kraftfahrzeuge und Fahrräder wurde auch gestern nachmittag wiederum fortgesetzt und alle ohne Ausweis angetroffenen Personen zwecks Feststellung zur Wache gebracht. o.

Auf zur Sozialistischen Sonnenwend-Feier

am Dienstag, den 27. Juni, abends 9 Uhr, im Zalenzer Wald. Feuerredner: Genosse Kowoll.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Der Sonntagsspaziergang oder: Nie wieder Schönbrunn...

Von Hanns Leo Reich.

An einem Sonntag standen wir alle, nämlich meine Frau, der vierjährige Peter und ich, zum Ausgehen bereit. Wir wollten nach Grinzing fahren, das nach stundenlanger, aufregender Debatte (die meine Nerven in ein feines Sieb verwandelt hatte) als Ausflugsziel gewählt worden war. Da klingelte es schrill an der Türe. Nichts Gutes ahnend, öffnete ich.

Ha! — Schwiegermütterlein stand lächelnd auf der Schwelle, im Sonntagsstaat, mit Regenschirm, in der Handtasche ein halbes Kilogramm Zuckerl und sechs verschiedene Medizinfläschchen.

„Wohin geht ihr?"

„Nach Grinzing."

„Ich wollte heute eigentlich nach Schönbrunn fahren..."

„Laß dich nicht aufhalten," entfuhr es meinen hart aufeinandergebissenen Zähnen. Meine Frau gab mir einen Rippenstoß und sah mich strafend an. Aber es war schon zu spät. Schwiegermütterlein hatte bereits Tränen in den Augen und schluchzte: „Um mich kümmert sich keiner. Weil ich immer so schlecht zu euch war, was? Vor drei Jahren."

„Ja, ich weiß, da hat der Peter Bauchweh gehabt und du hast ihn gepflegt. Und deswegen soll ich jeden Sonntag —"

„Hans, ich bitte dich!" flehte meine Frau. „Wenn ihr wieder zu streiten beginnt, gehe ich auf und davon!"

„Wer streitet denn? Ich möchte nur gern einmal den Sonntag im Kreise meiner engeren Familie verbringen! Oder ist es ein Verbrechen, wenn —"

„Ich will auch nach Schönbrunn!" brüllte der Kleine. „Ich will zu die Tiere! Die Omama soll mitkommen...!"

Aber ich beschloß, diesmal nicht nachzugeben und so fuhren wir alle vier nach Schönbrunn.

Im herrlichen Park hatten sich die aufgeregten Gemüter bald beruhigt. Sie kamen erst wieder in Wallung, als Peter mit Omamas Schirm eine Scheibe des Palmenhauses einschlug. Aeußerlich schimpfte ich mit dem Jungen, aber innerlich freute ich mich diebisch, denn ich hatte vor fünf Minuten gesagt, man solle ihm den Schirm nicht leihen, es könne ein Malheur passieren.

„Aber nein, Peterle is doch braverle, Peterle gibt schon acht!" hatte mir die Schwiegermutter (wie immer) widersprochen. Noch dazu in ihrer verzärtelten Art, wie wenn sie zu einem Idioten spräche. Das Kind fand an dieser „—erle"-Sprache natürlich maßloses Vergnügen. Mich machte sie wahnsinnig.

Jetzt kam der Aufseher gerannt und verlangte die Bezahlung der Scheibe, die zum Glück nicht sehr groß war.

„Wieviel?" fragte Schwiegermütterlein, die den aufgeregten Wächter nicht verstanden hatte, indem sie nach ihrer Börse griff.

„Zehn Schillingerle!" wiederholte ich laut und deutlich und wandte mich ab, um durch mein aufreizendes Lächeln die Situation nicht zu verschärfen.

Wir begannen unseren Rundgang bei den Vögeln. Beim Storch rief Peter: „Schau, Papsl! Der hat nur ein Bein!"

„Nein, Liebling, der hat zwei. Er steht nur auf einem."

„Warum steht er dann auf einem, wenn er zwei hat?"

„Weil —", aber mir fiel momentan nichts ein. Die Leute um uns lachten.

„Wahrscheinlich hat er doch nur ein Bein und du weißt es nur nicht," fuhr Peter altklug fort. Neuerliches Lachen der Besucher. Ich bezwang meine Wut und versuchte die Autoritätswalze einzuschieben:

„Wenn dir der Papa etwas sagt, kannst du es ihm glauben!"

„Aber ich sehe doch nur ein Bein!" schrie der Lausbub plötzlich. „Schau her, die anderen haben auch nur eines!"... Zufällig standen sämtliche Störche auf einem Bein.

„Dummer Junge," erwiderte ich, riß der Schwiegermutter den Schirm aus der Hand und machte mit ihm gegen das Gitter: „Ksch!" Aber die Vögel rührten sich nicht. „Ksch! Ksch!! Ksch!!," brüllte ich auf und fuchtelte unentwegt mit dem Schirm vor dem Gitter herum. Endlich erhob sich der vorderste Storch und schritt gravitätisch — auf zwei Beinen — nach rückwärts.

„Na, siehst du!" sagte ich triumphierend zu meinem Sohn. „Was habe ich dir gesagt?"

„Fünf Schilling Strafe —" brummte eine dumpfe Stimme neben mir. Es schwang in ihr ein zarter Duft von Rum. Etwas blöde starrte ich der Stimme, die unter einer Amtskappe hervorkam, ins Antlitz. „Können S' denn net lesen? . . . Das Necken der Tiere ist strengstens verboten!"

„Aber ich habe doch gar nicht —"

„Waas, Sie haben nicht? I hab doch ganz deutlich gsehn, wia S' mit dem Schirm da Ksch-Ksch gmacht habn, daß unser Pepperl (er meinte vermutlich den Storch) ganz erschrocken davongflogn is! Wo er eh herzkrank is. Also zahln S', oder zahn S' net?"

Genau besah er die fünf Schilling und sagte zum Abschied väterlich drohend, nicht ohne einen kleinen Amtston: „Ich mache Sie aufmerksam, sollte der Pepperl in der nächsten Zeit an Folge des Schreckens eingehen, so sind Sie für den entstandenen Schaden selbstverständlich haftbar," salutierte und entfernte sich würdevoll.

Unauffällig bahnte ich mir einen Weg durch die neugierige Menge.

Vor dem Affenkäfig fand ich meine Familie wieder. Sie hatte sich inzwischen um Tante Mea vermehrt. Diese Tante Mea (möge sie ruhig diese Zeilen lesen!) ist klein und rund wie eine Eidamer Kugel, hat rotes Haar, die in zierliche Sommersprossen übergehen, Augen wie ein Frosch und eine Zunge, die sie zu einer furchtbaren Waffe ausgebildet hatte. Obwohl Tante Meas zweite und dritte Jugend weit hinter ihr lagen, benahm sie sich auffallend wie ein Backfisch und ist überzeugt, daß alle Männer in sie verliebt sind. Aber Tante Mea ist auch sehr wohlhabend und wir durften hoffen, später einmal etwas von ihr zu erben. (Zumindest das Hochzeitsgeschenk, das uns Onkel Harry — Meas Gatte — vor sechs Jahren zugesagt hatte, bis ihn ein sanfter Tod von seinem Versprechen erlöste). Es war deshalb nur selbstverständlich, daß ich Tantchen freudestrahlend begrüßte, denn in diesen schlechten Zeiten durfte man auch die geringste Zubuße nicht verachten. Das war ich meinem Kinde schuldig. Darum sagte ich ihm jetzt auch: „Na gib schön der Tante die Hand!" und so wanderten wir — ich links, sie rechts, Frau und Schwiegermutter rückwärts — von einem Käfig zum anderen.

Bei den Giraffen brach Peter in den Jubelruf aus: Schöne Kamele! Die Elefanten entlockten ihm ein: Jö, die großen Löwen! — wir amüsierten uns köstlich und der Tag schien einen harmonischen Ausklang zu nehmen. Bei den Haustieren kannte sich Peter besser aus.

„Ist das eine Ziege?" fragte er Tante Mea.

„Ja, Burschi."

„Und die kleine?"

„Das ist eine junge Ziege."

„Und die große?"

„Das ist eine alte Ziege," erklärte die Tante, gerührt über soviel Intelligenz.

„So wie du?" fragte Peter ahnungslos und sah Tante Mea fröhlich in die hervorstehenden Augen.

Erbtantchens Antlitz verfärbte sich violett, mir wurde es schwarz vor den Augen, ich riß Peter zurück und drohte: „Bist du dumm?! Was fällt dir denn ein, so unartig zu sein?!"

„Aber du sagst doch immer: Tante Mea, diese alte Ziege —", heulte der Bub.

„So!" lächelte sie zuckersüß und ich sah dabei deutlich, wie sie mich enterbte, „ah, das ist ja sehr nett!"

„Gelt," meinte Peter, „wir haben auch immer furchtbar gelacht und jetzt auf einmal ist Papa bös . . .!"

„Schweig! Lausejunge! Sonst kriegst du eine Ohrfeige, daß du —"

„Aber Hans!" eilte meine Frau herbei, „beherrsche dich doch! Ein Kind zu schlagen!"

„Na, is schon gut," tröstete Schwiegermütterlein, „nicht weinerle, will Bubi ein Zucki?"

„Nein!" stampfte der Bengel auf, riß ihr die Tasche aus der Hand und schleuderte sie in den gegenüberliegenden Käfig, mitten unter die Affen. Die stoben zuerst erschreckt auseinander, stürzten sich dann wie toll darauf, rissen sie in hundert Fetzen, balgten sich kreischend um die Zuckerln, gossen den Inhalt der Fläschchen in den Sand, spielten mit den Stückchen Ball — so daß der Käfig einem irrsinnigen Hexenkessel glich.

Während sich die Zuschauer vor Lachen bogen, Tante Mea grimmig schaute, meine Frau weinte, Peter brüllte und die Schwiegermutter mit hilflosem Blick nach dem tobenden Käfig immerzu: „Diese dummen Affen!" murmelte, flüchtete ich mich in ein einsames, grünes Häuschen am Wegrand, auf dem „Für Herren" stand.

Dort blieb ich, bis es an meine Türe klopfte und eine alte Stimme höflich fragte: „Entschuldigen S' scho, gnä Herr, daß ich störe. Brauchen S' no lang? — I muaß nämlich zuasperrn . . ."

Ich drückte der guten Alten einen Schilling in die Hand und strebte scheu und unerkannt dem Ausgang zu.

Lied der kapitalistischen Presse

Von Siegfried v. Vegesack.

Ich bin die Presse,
die Fresse
der Zeit,
die alles verschlingt,
tagaus, tagein schreit
und über den ganzen Erdball speit,
was zum Himmel stinkt!

Ich liefere alles, was euch gefällt,
natürlich für Geld.
Ueber dem Strich
bin ich politisch-pathetisch,
unter dem Strich
feuilletonistisch-poetisch.
Ich bin ich.
Ueber, unter — und immer auf dem Strich
nach neuen Abonnenten.
Noch lieber sind mir die Herren Inserenten.

Wieder ein kleiner Krieg gefällig?
Nationale Belange? Oder den neuesten Schlager?
Was ihr verlangt, das bestell' ich.
Hübsche Lustmorde haben wir immer auf Lager.
Jede Lüge — und ist sie noch so gemein —,
wir hämmern sie mit der Zeit in die Köpfe hinein!

Ich bin die Dirne
im Hirne
der Zeit,
die an allen Straßenecken winkt,
nach Käufern schreit,
und über den ganzen Erdball speit,
was zum Himmel stinkt!

Der grüne Drache

Als die Hausfrau am Morgen ins Vorzimmer trat, hing bereits der Mantel der Hausschneiderin auf dem Kleiderrechen. Neben dem Spiegel lag das Handtäschchen des Mädchens und darunter ein Buch. Die Frau nahm neugierig das Buch in die Hand. Es war Darwins Lehre über die Abstammung der Menschen. Die Frau zuckte verständnislos die Achsel. Dann begab sie sich in das Zimmer ihrer Tochter, wo diese eben angeregt mit der Schneiderin plauderte.

„Fräulein Helene, ich muß Ihnen etwas gestehen; ich habe mir im Vorzimmer Ihre Lektüre besehen. Interessant, welche Bücher die Mädchen heutzutage lesen."

Die Näherin entschuldigte sich:

„Das Buch gehört nicht mir. Mein Bruder liest es eben und ich habe es irrtümlich mitgenommen, da es denselben Einband hat wie „Der grüne Drache" von Wallace."

„Ich wußte gar nicht, daß Wallace auch ein Werk mit diesem Titel geschrieben hat. Dabei kenne ich sehr viele Bücher von Wallace. Stella, laß mich nicht vergessen, daß wir nächstens den „Grünen Drachen" in der Stadt kaufen."

Die Näherin errötete. Wenn die Dame erfahren wird, daß es ein Buch dieses Titels gar nicht gibt! Noch peinlicher traf es sie aber, als die Dame sie bat, das Buch am nächsten Tag mitzubringen und auch ein bis zwei Tage zu leihen. Es blieb ihr gar nichts andres übrig, als die Lüge fortzusetzen:

„Sehr gern. Es freut mich wirklich, der gnädigen Frau eine Gefälligkeit erweisen zu können."

Kaum hatte sich die Tür hinter der Dame geschlossen, legte die Schneiderin die Schere weg und sprang vom Sessel auf.

„Stella, ich bin durch Sie in die peinlichste Lage geraten."

„Wieso denn?"

„Sie haben mich vergangene Woche in meiner Wohnung aufgesucht."

„Ja, als ich erfuhr, daß Sie als Hausschneiderin gehen. Ich wollte Ihnen gern den kleinen Verdienst zukommen lassen, wo wir doch gemeinsam die Mittelschule besucht haben."

„Sie machten mich auch aufmerksam, daß Ihre Frau Mama eine gesprächige Schneiderin nicht gern sieht und es schon gar nicht ertragen kann, wenn eine Näherin ihre Bildung hervorkehrt, Fremdworte gebraucht und über Theater und Literatur spricht. Ich habe mich danach gerichtet und gezwungenermaßen behauptet, das Buch Darwins nur irrtümlicherweise mitgenommen zu haben. Dabei existiert gar kein Roman von Wallace mit dem Titel „Grüner Drache"."

„Wallace hat so viele ähnliche Romane geschrieben, daß es nicht ausgeschlossen ist, daß er auch ein Buch mit diesem Titel verfaßte."

„Wenn es aber nicht der Fall ist?"

„Wir werden ein Werk mit einem ähnlichen Titel suchen."

Da trat die Hausfrau ins Zimmer. Sie setzte sich, breitete ein Kreuzworträtsel vor sich aus, zählte die Buchstaben mit dem Bleistift ab, schrieb etwas ein, überlegte, radierte und brummte ärgerlich vor sich hin. Nach längerer Pause wandte sie sich an ihre Tochter:

„Stella, kennst du vielleicht den Begründer der Relativitätstheorie?"

Stella antwortete nicht. In der peinlichen Stille flüsterte die Näherin leise:

„Einstein."

Die Frau warf den Kopf in die Höhe. Ihr geringschätziger Blick bedeutete ungefähr: „Wie wagt es diese Person, mehr zu wissen als ich?" Sie legte den Bleistift beleidigt weg und setzte die entsprechenden Buchstaben in die offenen Felder nicht ein.

„Es ist taktlos, zu antworten, wenn man nicht gefragt wird", brummte sie.

Helene überhörte die Bemerkung der Dame. Erst dann horchte sie auf, als jene hinzufügte:

„Jetzt fällt mir ein, daß ich den „Grünen Drachen" doch schon längst gelesen habe. Danke, Sie brauchen mir das Buch nicht zu bringen."

Fräulein Helene blickte auf Stella, die jedoch zu Boden starrte.



Danzig

Zeichnung von Ragimund Reimesch.



Hoch über dem Alltag

Der biedere Kollege

Von J. Jahoda.

Im ganzen Städtchen sprach man nur davon: „Das ist ein Schlag für Kalischak! Als ob ihm die Sterbeglocke läutete! Aus ist's mit dem Ruhm seiner Goldgrube."

Und es war so. In einer Hauptstraße gerade in der Mitte, stand Kalischaks berühmtes Gasthaus. Ein schönes, altböhmisches, niedriges, gewölbtes Lokal mit den kalten Kellern darunter. Es war eine hundertjährige Gewohnheit geworden, zu Kalischak zu gehen und ihm vorzuwerfen, daß das Wirtshaus fünfzig Jahre nicht getüncht worden daß der Fußboden voller Knorren und der Tisch mit einer fingerhohen Schmutzschicht bedeckt war. Aber Kalischak lachte nur: „Ich lasse das Wirtshaus nicht tünchen. Ihr trinkt ja Bier und nicht Schmutz und tanzen kann man in meinem Lokal überhaupt nicht, weil es Tag für Tag bummvoll ist!"

Und eines schönen Tages eröffnete gegenüber Kalischaks Wirtshaus in einem schönen neuerbauten Lokal mit großstädtischem Komfort und zwei bildsauberen Nichten Herr Hernisch ein Restaurant. Herr Hernisch, ein Mann wie aus Kautschuk, redegewandt, außerordentlich respektvoll, mit einem Wort ein moderner Restaurateur!

Als man dies Kalischak berichtete, breitete sich ein gutmütiges Lächeln über sein pausbackiges Gesicht und er sagte mit frommer Miene: „Gott gebe ihm Glück und Zufriedenheit. Scheint ein geschickter Mensch zu sein. Gott beschütze ihn."

Solche Worte waren bedenklich. Am ersten Tage gleich waren die beiden Gastzimmer des Herrn Hernisch voll gepfropft — bei Kalischak saßen nur spärliche Gäste.

Der Tischler Hodl, der seit zwanzig Jahren zu Kalischak ging, meinte: „Du Schankwirt, der Hernisch wird dir Konkurrenz machen! In einem Jahr kannst du das Gasthaus sperren." Doch Herr Kalischak antwortete sanft: „Ein jeder will leben — auch der Hernisch! Leben und leben lassen! Gott gebe ihm Glück. Ich wünsche ihm das Beste." Und die im Fett sitzenden Aeuglein Kalischaks guckten so gutmütig drein, daß die wenigen Gäste die Köpfe schüttelten.

Der Tischler Hodl schien recht zu behalten. Bei Herrn Hernisch war Abend für Abend das Lokal überfüllt, namentlich, als ein großes Orchestrion aufgestellt wurde, das bis Mitternacht lustige Weisen spielte. Aber bei Kalischak waren von Tag zu Tag weniger Gäste. Einige der getreuesten waren sogar schon zu Herrn Hernisch übergesiedelt, dessen beide Nichten zauberhafte Augen und ein glockenhelles Lachen in der Kehle hatten, und wo alles von Sauberkeit blinkte. Dann wurde bei Herrn Hernisch ein Billard aufgestellt, außerdem wurde billiger schwarzer Kaffee verschenkt und das Kalbsgulasch war auch billiger als das bei Kalischak. Schließlich bekam man bei Herrn Hernisch für eine Krone ein Gläschen besonders guten Likör, die ganze Stadt sang nun das Loblied des neuen Wirtshauses. Kalischak ging bei dem Preis des Kalbsgulasch nicht herunter, ein Gläschen Doppelkümmel kostete auch weiter eine Krone fünfzig und der schwarze Kaffee wurde auch nicht billiger. Als man ihm den Hernisch vorhielt, zuckte er die Achseln, lächelte gutmütig und sagte. „Ich bleibe schon beim alten, verdiene ja sowieso nicht viel dabei." Er schaute gar nicht traurig drein, als die Gäste auf fünf, sechs alte Nachbarn zusammengeschrumpft waren. Dem Tischler Hodl sagte er: „Ich meine, daß zwei Schankwirte in der Hauptstraße sich halten werden! Der gute Hernisch soll nur gesund bleiben, er hat jetzt viele Laufereien. Aber nur, was Recht ist, das Geschäft geht gut! Der liebe Gott segne ihn!"

So ging es zwei, drei Monate — Kalischak schloß oft schon um zehn Uhr das Geschäft, aber bei Herrn Hernisch wurde lang über Mitternacht getrunken und gesungen.

Eines Tages aber kam der Tischler Hodl mit einer Neuigkeit: „Denk dir nur, Kalischak, der Hernisch muß seine beiden Nichten entlassen! Ich weiß es vom Gemeindesekretär. Jemand erstattete eine Anzeige, daß es gar nicht seine Nichten sind und Hernisch muß Kellner anstellen."

Kalischaks Gesicht drückte aufrichtige Teilnahme aus. Er seufzte: „Das ist ein Fehler! Die beiden Mädel zogen Gäste ins Lokal, selbst Siebzigjährige sind hinter den Schürzen her. Das dürfte die Rache eines Mißgünstigen sein, na, mir tut er herzlich leid!"

Bei diesen Worten sah es aus, als würde Kalischak in Tränen ausbrechen.

Herr Hernisch entließ wirklich beide „Nichten" und nahm zwei Kellner auf. Nach einer Woche schon meldete der Hausherr, Herr Michel, ein treuer Gast Kalischaks, daß es bei Hernisch nicht mehr täglich bummvoll sei. Die jüngere Generation komme nicht mehr.

Und abermals nach einer Woche brachte der Tischler Hodl wieder eine Neuigkeit: „In unserer Gasse gehen böse Dinge vor! Der Gemeindesekretär erzählte mir, gegen Hernisch sei wieder eine Anzeige gemacht worden! Diesmal klagen die Leute, daß sie nicht schlafen können, weil die Musik bei Hernisch auch eine Trommel und Tschinellen habe. Der Magistrat soll einschreiten und nicht gestatten, daß die Nachtruhe gestört werde."

Kalischak nickte traurig: „Ja, ja, heute gibt's neidische Menschen auf der Welt! So eine gute Musik! Und jedermann konnte zuhören, ohne daß es ihn etwas kostete. Armer Hernisch! Jetzt wird man ihm das Orchestrion verbieten. Das ist totsicher!"

Und man verbot es ihm wirklich. Eine Nachtkommission überzeugte sich, daß das Orchestrion bei Hernisch einen viel zu mächtigen Klang hatte, der beinahe so stark war wie eine Kapelle von zwölf Mann.

Der Hausherr, Herr Michel, brachte schon nach einer Woche die Nachricht, daß der Hernisch viele Gäste verloren habe. Kein Wunder! Kellner im Frack und das Lokal ohne Musik.

Kalischak meinte gutmütig: „Wenn er nur das Kalbsgulasch billig hergibt, den Kaffee und einen guten Schluck um einen Pappenstiel den Gästen verkauft. Der liebe Gott segne ihn nur weiter, und der Hernisch soll die Bauerntochter heiraten, die 70.000 mitbekommt! Das wird ihm auf die Beine helfen."

Bei Kalischak geht's jetzt lauter her. Die alten Gäste sind reuig zurückgekehrt, zahlen lieber eine Krone mehr für das Kalbsgulasch und reden gar nicht von dem Wirtshaus des Hernisch. Nur an dem Stammtisch brachte der Tischler Hodl wieder eine Neuigkeit. Er ist eine Hand mit dem Gemeindesekretär, sie gehen miteinander fischen, daher weiß er das neue Ereignis, das er flüsternd der Tafelrunde erzählt.

Bei der Gemeinde wurde angefragt, ob Herr Hernisch die Konzession für den Branntweinschank besitze. Du lieber Himmel, er besaß sie nicht, und jetzt hatte die Gemeinde die Untersuchung eingeleitet und die politische Behörde Hernisch den Ausschank von Branntwein verboten. Kalischak runzelte die Stirn. „Da schau her! Wenn die Menschen den Mund hielten, könnte Hernisch ungehindert seinen berühmten Likör für eine Krone verkaufen. Ja, auf der Welt gibt's neidische Menschen."

Es dauerte keine vierzehn Tage und der Sattler Schwanda kehrte auch zum Stammtisch bei Kalischak zurück. Er brachte eine frischgebackene Neuigkeit. „Der liebe Hernisch hat sich's bei der Behörde schlecht eingerichtet! Schluß ist's mit dem billigen Kalbsgulasch! Er hatte ja gar keine Konzession zur Auskocherei und heute wurde ihm das Verbot zugestellt."

Kalischak blinzelte mit dem rechten Auge und das gutmütige Lächeln verschwand von dem runden, stets zufriedenen Gesicht.

Der Schwanda philosophierte weiter. „Den Hernisch trifft ein Schlag nach dem andern! Das Amt beschäftigt sich jetzt nur mehr mit dem Hernisch. Man merkt's auch im Gasthaus! Einen Kellner hat er schon entlassen und der andre braucht sich nicht mehr anzustrengen. Jemand hat es scharf auf den Hernisch und macht immer wieder geheime Anzeigen. Aber alles ist gesetzlich begründet, das muß man sagen!" Und der Tischler Hodl fragte: „Bummvoll wird das Lokal wohl auch nicht mehr seimn?"

„Gewiß nicht", erwiderte Schwanda. „Jetzt sind hier bei Kalischak doppelt so viele Gäste wie bei Hernisch. Das ist dem Hernisch knapp vor der Hochzeit nicht zum Nutzen. Ich kenne den Bauer Rutschka, ein Geizhals, der wird seine Tochter kaum in ein schlechtes Geschäft einheiraten lassen." Kalischak stand in der Nähe, machte ein trauriges Gesicht und spitzte die Ohren. Er horchte und nickte immer wieder traurig.

Nach einer Woche etwa stand Kalischak am Fenster und schaute auf die Gasse. Es war Vormittag, noch zu früh zum Kalbsgulasch, denn nach dem Frühstück schmeckt den Leuten das Bier nicht. Und mit einem Male erblickte er den Bauer Rutschka, seinen einstigen treuen Gast. Kalischak guckt zu Hernisch hinüber, Hernisch ist nicht zu Hause, er ist vor einer Weile aufs Amt gegangen. Schnell lauft er vors Haus und ruft den Rutschka. „Gott sei Dank, Gevatter, daß Ihr so gut ausseht, ich habe Euch schon die längste Zeit vermißt. Wollt Ihr nicht ein Gläschen Kümmel trinken?"

Nach einer Weile saßen Kalischak und Rutschka beim Tisch und der Wirt erzählte von Steuern, vom Herrn Dechanten, von der Polizei, kurz, unterhielt den Gast so gut er konnte. Aber Rutschka hatte etwas andres am Herzen, was man nur gern leise sagen kann. Eine ganze Sunde flüsterten die beiden vertraulich miteinander.

Kalischaks Wirtshaus war jetzt täglich überfüllt. Ein sanftes, gutmütiges treues Lächeln strahlte auf Kalischaks Gesicht. Aber seine Augen blinzelten traurig, als der Hausherr, Herr Michel, am Nachbartisch berichtete, daß die Brautschaft des Hernisch aus und zu Ende sei. Rutschka habe sagen lassen, er gebe seine Tochter nicht in ein leeres Wirtshaus. Der Sattler Schwanda machte eine finstere Miene und sagte tiefsinnig: „Mir tut der Hernisch leid, das Kalbsgulasch war doch um eine Krone billiger." Und nach einer Woche kam der Tischler Hodl mit der wichtigsten Nachricht: „Der Hernisch ist futsch! Er ist in der Nacht auf und davon. Die Gläubiger werden bei ihm ihr Geld lassen, denn er hat alles verkauft, was er besaß."

Am Nebentisch lachte Kalischak heimtückisch und blickte auf das vollgepfropfte Lokal. Und er dachte: Das wär' traurig, daß ich mir einen solchen grünen Jungen nicht vom Halse schaffen könnte! Und mit lauter, wehmütiger Stimme sagte er: „Der liebe Gott gebe ihm an einem andern Ort Glück und Segen!"

(Deutsch von Anna Aurednicek.)

Die Visite

Ich mußte eine Visite machen, d. h. ich war zum Tee geladen, irgendwo bei einer Dame von Welt, die mal im Kapital von Marx geblättert und Knickerbockers Bücher über Rußland gelesen hatte. Mein Freund hatte allerdings unverschämt gegrient, etwas vom „Salonbolschewismus" gemurmelt und dabei so getan, als ob ich auch — —. Na, dem habe ich erst mal ein paar in die Seiten getrillert, dann habe ich mir einen funkelnagelneuen Binder umgebunden, die Handschuhe gegriffen und bin losgezogen. Zum Tee selbstverständlich.

Er pfiff mir aus dem Fenster nach: „Du bist verrückt mein Kind . . ." Er hatte vier Jahre in Berlin zugebracht und gab sich gerne als waschechter Berliner; aber der konnte mir mal kreuzweise den Buckel runterrutschen. So ein Prolete!

*

Richtig, die Anni hatte mir gesagt: Blumen mußt du mitnehmen, ein paar lose Blumen. Das gehört sich so. Das hätte ich beinahe vergessen!

Also: rein in den nächsten Blumenladen. Der frischgebügelte blaue Anzug, die neuen Socken, die feingewienerten Lackschuhe, das blütenweiße Oberhemd, der neue Kragen, der schicke Binder, na und der neue Mantel und der extra zur Feier des Tages vom Tabakgeld erstandene neue Hut, da durfte man doch nicht kleinlich sein. Und überhaupt: das niedliche Fräulein behandelte mich wie einen ganz großen Herrn.

Deshalb: „Sechs Rosen bitte!"

„Von den gelben hier?"

„Bitte!"

„Vier Francs achtzig, bitte, mein Herr!"

Heiliger Bimbam, das — — aber: nichts merken lassen! Draußen erholte ich mich von meinem Schrecken. Fr. 1.20 war mein ganzer Besitz. Jedoch; was tut man nicht alles, um von einer geistreichen Frau zum Tee eingeladen zu werden?!

*

„Die gnädige Frau läßt bitten."

Also: „gnädige Frau" muß ich sagen. Herzklopfend steige ich in das Zimmer.

Begrüßung usw. gehen glatt. Mit einer Formvollendung, die Annis Freude hervorgerufen hätte, überreiche ich meinen Strauß.

„O, wie aufmerksam, lieber Herr Angelus", flötete sie, wickelte das Angebinde auf und — ach, wenn mich doch die Erde verschlingen sollte — eine einzige Rose barg die Seidenhülle. Die anderen hatte ich auf der Straße verloren.

„O pardon", stammelte ich und trat dabei dem Seidenspitz auf die Pfote, „die anderen muß ich verloren haben. Das geht doch nicht . . . die teuren Rosen . . . mein ganzes Geld . . .?" Mir drehte sich alles, ich vergaß, daß man bei feinen Leuten so etwas nicht sagt, ich hatte den Verstand verloren.

Bums, quietschte das vermaledeite Vieh schon wieder.

„Scher dich zum Henker!" schrie ich.

„Aber mein Herr!"

„Fünf Rosen a achtzig Rappen zum Teufel! Hol der Kuckuck die ganze Vornehmtuerei und den Köter dazu!" brüllte ich und knallte die Türe hinter mir zu.

Die Visite war beendet.

Angelus.

Ehre, wem Ehre gebührt

Von O. Endlicher.

Der Schreiber Wang saß an seinem mit unzähligen Akten beladenen Schreibtisch im chinesischen Finanzministerium. So sehr lastete alle Arbeit auf ihm, daß jeder rings um ihn verfügbare Platz mit hohen Stößen belegt war. Diese reichten hinauf bis zum kleinen, vergitterten Fenster des ebenerdigen Raumes, weshalb nur mehr ein einziger Sonnenstrahl einfallen konnte. Wang hatte gerade den Rechnungsbericht der Staatsausgaben des letzten Jahres fertiggebracht, als der Gong ertönte, der ihn zu seinem Vorgesetzten rief. Rasch nahm er die seidene Mappe und stieg in den ersten Stock. Mit tiefen Verbeugungen betrat er das Zimmer des Oberschreibers und reichte ihm den Akt.

„Es ist Zeit, daß du damit fertig bist!“ sprach der Chef und nahm den bemalten Bogen. „Doch, was sehen meine Augen? Du wagst zu schreiben: „... Unser Etat wurde um rund 170 Millionen Cent überschritten?“ Was soll das heißen?“

„Ich habe es nach den Aufstellungen der Rechnungsabteilung zusammengefaßt,“ entgegnete Wang unterwürfig.

„Aber was heißt, „um rund 170 Millionen Cent überschritten“? Haben die Ausgaben überschritten oder nicht! Du wirst begreifen, daß ich den Finanzbericht so Seiner Exzellenz dem Herrn Minister, nicht unterbreiten kann. Du mußt es ändern! Statt „rund“ setzt du „keine“, verstehst du? Und morgen bringst du es säuberlich und rein zu mir!“

Wang verneigte sich tief, nahm die Mappe und verschwand in seiner Kammer. Versonnen tauchte er einen neuen Pinsel in die Tusche und begann den Akt von neuem zu malen.

Am nächsten Morgen übergab er das Schriftstück. „Es ist gut!“ sagte sein Vorgesetzter und entließ ihn gnädiger als gestern.

Ein Gongzeichen berief bald den Oberschreiber — da der Weg zum Minister steil und lang ist — nur ein Stockwerk höher, zum Direktor. Tief verneigt überreichte er die Seidenmappe.

„Das ist der Bericht, nicht wahr?“ und der Direktor las. Seine Stirn furchte sich nachdenklich. „Aber, aber — wie stellt Er sich das vor, daß dies der Herr Minister versteht? So kann ich es ihm nicht unterbreiten. Was heißt das „unser Etat wurde um keine 170 Millione n Cent überschritten?“ Was wurde nicht überschritten? Natürlich das Aktivum.“

Zustimmend neigte sich der Oberschreiber.

„Doch warum schreibt Er „um keine 170 Millionen Cent überschritten?“ Beim Aktivum kann man es ja anders sagen.“

„Ich werde es sofort machen,“ antwortete jener, ohne die Augen zu erheben. Als er in seinem Zimmer war, befahl er um Wang und sprach: „In diesem Zustand kann Seine Exzellenz den Akt nicht brauchen. Weiß man daraus, was nicht überschritten wurde? Das Aktivum will er unbedingt darinnen haben.“ — „Der Finanzbericht ist aber nicht akti...“, wollte Wang erklären. — „Was? Schweig, du Tuschkuli! Und halte dich an das, was Seine Exzellenz durch mich dir aufträgt!“ Noch reichte ihm der Oberschreiber den Akt und wies zornig nach der Tür. Traurig pinselte Wang bis tief in die Nacht.

Am dritten Morgen brachte er den Akt wieder dem Oberschreiber, dieser dem Direktor. Er nahm die Seidenmappe entgegen, und mit dem Gongschlag stieg er in den dritten Stock zum Oberdirektor. Während dieser sehr aufmerksam las, zogen sich die Schnurrbartspitzen steil hinunter.

„Herr Direktor,“ sprach er dann, „dieser Akt wird Seiner Exzellenz nicht gefallen, wenn ich ihn so übergeben soll. Ich kenne ja seinen Geschmack. Sie schreiben: „Das Aktivum unseres Etats hat keine 170 Millionen Cent überschritten.“ Was hat das „keine“ hier zu tun? Entweder hat es so viel erreicht oder nicht! Stellen Sie das richtig!“

Damit war der Direktor entlassen. Sogleich ließ er den Oberschreiber rufen, um die Korrektur des „Ministers“ durchzuführen, dieser trug es wieder Wang auf, der neuerlich malen mußte, obgleich er schon müde war.

Am vierten Morgen ging der Akt von Stock zu Stock bis er abermals zum Oberdirektor gelangte. Ein Gongschlag berief diesen zum Mandarin in das vierte Stockwerk. Und beim nachdenklichen Lesen fing dessen Zopf bedeutungsvoll zu schwingen an. Dann sagte er“ „Sie schreiben hier, Herr Oberdirektor: „Das Aktivum unseres Etats hat 170 Millionen Cents erreicht.“ Schluß! Punktum!... Auf so eine Art kann ich dies Seiner Exzellenz nicht übergeben. Sie müssen in einem wärmeren, unserer Sprache gemäß, blumenreichen Stil schreiben. Auf Wiedersehen!“ — Eine Handbewegung und der Oberdirektor entfernte sich. Hierauf ließ er gleich den Direktor holen, dieser dann den Oberschreiber, dieser wieder den Schreibr und jeder wies auf den Wunsch des „Ministers“ hin.

Wang zog sich zurück, schrieb die ganze Nacht, daß seine Augen rot vor Plage wurden. Am fünften Morgen klomm das neue Schriftstück immer höher, von Namen zu Namen, die immer länger und vornehmer klangen. —

Wieder ein Gongzeichen bedeutete, der Mandarin solle beim Obermandarin erscheinen. Er vertiefte sich in den Stoff und las folgende Stelle vor:

„Unsere Staatsfinanz, die einer reinen Lotosbume gleicht — ein strahlendes Juwel des Erhabenen Konfutse —, ist lieblich aufgeblüht. Tauperlen, in einer Anzahl von 170 Millionen, deren jede einen Cent darstellt, leuchten vielfarbig darauf auf und spiegeln den Glanz unseres Reiches wider.“ — „Ganz nett, lieber Mandarin, aber so kann ich den Akt Seiner Exzellenz nicht übergeben. Sie wissen selbst, wie man sich geschmeichelt fühlt, wenn man seine Verdienste schwarz auf weiß liest. Sie müssen also noch Seine Exzellenz etwas zu würdigen verstehen.“

„Ich werd es machen!“ entgegnete der Mandarin.“

Wieder fiel der Akt von Stockwerk zu Stockwerk. bis er in dem immer dunkleren Kämmerchen landete. Mit weichen Pinselstrichen und arg übermüdet schrieb Wang alles neu und fügte den Nachsatz bei: „Vor allem ist es ein besonderes Verdienst unserer durchlauchten Exzellenz, des Herrn Finanzministers, diese Blüte gehegt und gepflegt zu haben. Der Erhabene beschirme seine irdischen Pfade!“

Am sechsten Tage stieg der Akt empor und gelangte schließlich zum Obermandarin. Ein Gongschlag verkündete die Audienz bei Seiner Exzellenz im siebenten Stock. Auf dem Boden kniend, mit niedergeschlagenen Blicken, überreichte jener den Bericht. Seine Exzellenz las ihn mit freundlichem Erstaunen und sprach dem Obermandarin seine spezielle Anerkennung über dessen tadellose Ausarbeitung des Berichtes aus. Huldvoll reichte er ihm den Rocksaum zum Kusse.

Gleich darauf fuhr der Minister nach dem Palast des himmlischen Sohnes. Der Kaiser empfing ihn im großen Thronsaal, umgeben von glänzendem Gefolge. Als er den Finanzakt gelesen hatte, fand er nicht genug Worte über die gute Haushaltung. Zum sichtbaren Zeichen und zum Dank für die geleistete Arbeit hängte er dem Minister den „großen diamantenen Drachenorden“ um, der auf beiden Seiten getragen werden kann. — Wie eine verhundertfachte Sonne glänzte dieses Geschmeide, während dem armen und todmüden Schreiber Wang nun auch der letzte Sonnenstrahl entzogen war.



Lied unter der Linde



Birkenlandschaft

Der Zwinger

Von Martina Murner.

Das Kinderheim in unserer Straße wird von wohltätigen alten Damen finanziert, was noch fehlt, verdienen die Kinder selbst. An Feiertagen spielen sie nämlich Theater, spielen den reichen Kindern Theater vor, und die Spenden und Einnahmen fallen nicht durch einen Sack mit einem Loch.

Diesmal wurden Märchenbilder aufgeführt. Aus jedem Märchen wählte man die schönste Szene, zum Beispiel wie das Aschenbrödel mit dem Prinzen tanzt. Es was deshalb so schön, weil die Grete Schmidt ein herrliches Kleid trug, rosa mit Silber, aus Papier zwar, aber das war den Kindern, die oben spielen durften, ganz gleich, und die unten bemerkten es in der Aufregung nicht. Wenn die Helli Wunderer, die den Prinzen gab, die Küßchen auf die kleinen Hände des Aschenbrödels als schal empfinden mochte, weil sie doch beide Mädchen waren, unten im Publikum herrschte große Aufregung, und ein kleines Mädchen verliebte sich regelrecht in die Helli Wunderer. —

Am besten gefiel das Märchenbild aus den drei Wünschen, denn selbstverständlich wurde die mächtige Wurst hergezaubert, die die Frau so dumm war, sich zu wünschen, und selbstverständlich saß sie auf einmal auf ihrer Nase, keiner wußte, wie es kam, und daß sie mit einem Male wieder weg war, wunderte zuletzt schon niemanden mehr. Die Wurst auf die Bühne zu zaubern, war nicht so schwer, sie wurde von oben mit einem Faden heruntergelassen. Aber wie die Tini Priester sie auf die Nase kriegte, könnte ich selbst nicht sagen, jedenfalls machte sie es sehr geschickt und bekam nach der Vorstellung von einer wohltätigen Dame einen Kuß. —

Wer die Kinder hier oben spielen sah, fühlte sich beinahe versöhnt mit wohltätigen Vereinen und Damen, so befriedigend wirkte ihr Uebermut nach dem strengen Schweigen, und es trat der seltene Fall ein, daß die armen Kinder oben von den reichen Kindern unten beneidet wurden. Und Kurti Schleier, Sohn des Bankiers Schleier, war fest entschlossen, die Helli Wunderer zu heiraten.

Aber dann kam die Schlußrede. Für die Schlußrede mußten alle Kinder ihre bunten Kleider ablegen und ihre Waisenkleider anziehen, die dunstigen Symbole ihrer Enge. Dann stellten sie sich auf die Bühne, hinter ihnen die Leiterin, und die Leiterin begann: „Meine Damen und Herren! Ich danke für Ihr zahlreiches Erscheinen bei unserem Feste. Sie alle haben beigetragen, die Not dieser armen Kinder zu lindern. Was wären sie ohne Ihre edlen Spenden! Verachtete, herumgestoßene Geschöpfe, jedem eine Last, heimatlos und obdachlos. Aus welchen Verhältnissen, aus welchem Schmutz wir die meisten von ihnen gerettet haben, will ich jetzt nicht schildern (mit einem taktvollen Augenaufschlag zur armen Herde). aber daß sie ein Heim haben, Obdach und Pflege, verdanken sie Ihnen, edle Spender, und besonders der großmütigen, unermüdlichen Mitwirkung unserer Gründerin, der Frau Stadtrat Platz!“ (Verbeugung zu der Dame hin.)

Kaum hatte die Rede begonnen, als alle diese munteren kleinen Mädchen plötzlich mager und vergrämt wurden, sie drückten sich, blickten steif zu Boden, schlichen dann steif die Treppe zum Podium hinunter, auf die Stadtrat Platz zu und küßten ihr die Hand. Dann traten sie ihren gewohnten Spaziergang an.

Die Zuschauer holten die Garderobe und verließen mit ihren Kindern das Heim und Frau Bankier Schleier lobte laut diese wohltätige Institution und gedachte mit Behagen des hygienischen Komforts, mit dem das Spielzimmer ihres dicken Balgs ausgestattet war. Die Damen vom Komitee aber hatten eine Nachsitzung, denn wie groß auch die Anstrengung der Leiterin war, daß alles klappte, der Kinder, möglichst dankbar auszusehen, und der Wohltäterin möglichst viel zu spenden, dennoch machten sich die schlechten Zeiten bemerkbar, die Spesen für das laufende Jahr waren nicht gedeckt.

Und so beschloß man, einen Ball zu arrangieren. Die Frau Vizepräsidentin schlug vor, recht viele heiratslustige Herren einzuladen, das hebe die Stimmung, wogegen sich die Frau Stadtrat Platz energisch aussprach und erklärte, dieser Vorschlag stünde unter dem Niveau. Darüber brach ein Streit aus, und gerade da öffnete sich die Tür wie von selbst, denn die Person, die eintrat, war so winzig, daß sie erst allmählich zum Vorschein kam, es war die Hedi, fünf Jahre alt, mit zwei blonden Zöpfen und einer Sammelbüchse in der Hand. Die Büchse war voll Geld, das die Hedi für das Kinderheim gesammelt hatte, sie war deshalb so voll, weil die Hedi das pfiffigste Kind unserer Straße und in der ganzen Umgebung beliebt ist. Die Leiterin trat auch sofort auf sie zu, nahm ihr die schwere Büchse ab und wurde von der Frau Stadtrat für ihren Eifer belobt. Die Hedi aber, die das ganze Geld gesammelt hatte, beachtete niemand und so begann es um ihren kleinen Mund zu zucken und das Weinen kündigte sich an.

Da bemerkte sie durch die weit geöffnete Tür, die zur Küche führte, ein schmales Mädchen. das allein am Fensterbrett saß und sehnsüchtig in die Dunkelheit hinausblickte. Niemand hätte in dem traurigen Kind die Helli Wunderer erkannt, die noch eben erst auf dem Podium eine so große Rolle gespielt hatte. Das zarte Hälschen blickte wie angebunden immer nur nach einer Seite hin, das Gesichtchen war blaß und trocken und nur das regelmäßige Zucken des Halses zeigte an, was die Helli Wunderer zu schlucken hatte. —

„Warum bist denn z' Haus'?“ fragte die Helli und steckte den Daumen in den Mund. — „Ich hab' Schnupfen.“ Die Helli Wunderer schluckte, schüttelte aber heftig das Köpfchen, um anzudeuten, daß nicht das es war. „Ich möcht' zu meiner Mutter,“ sagte sie dann, und jetzt schluckte sie es auch nicht mehr hinunter.

Als die Hedi die Tränen sah, wurde sie ganz ratlos und steckte den Daumen noch tiefer in den Mund.

„Derfst net hingehen?“

„Sie ist zu weit.“ Die Helli Wunderer fand, daß die Hedi zu klein war, um ihre Geschichte zu verstehen, vom Vater, der im Krieg gefallen war, von der Mutter, die Dienstmagd wurde, damit sie in der Stadt leben und die Helli im Kinderheim besuchen konnte, wohin sie der Vormund gesteckt hatte. Aber jetzt war die Mutter wieder aufs Land zurück, denn sie hatte den Posten verloren und war schon vier Sonntage nicht gekommen. Die Hedi zog zehn Groschen aus der Schürzentasche, die ihr die Mutter geschenkt hatte, und reichte sie der Helli hin. Aber die schüttelte den Kopf und schluckte wieder.

„Da muß man mit der Bahn fahren, das kostet viel Geld.“

Nebenan lärmten die Komiteedamen, keine warf einen Blick auf das feine, gefangene, sehnsüchtige Kind am Fensterbrett.

Die Hedi hatte den Daumen aus dem Mund genommen. Dann ging sie durch die offene Tür zu den lärmenden Damen hin, die sie so wenig beachteten, als wäre sie eine Fliege. Sie stritten gerade, wieviel Geld sie vom Fonds benötigten, um den Saal auszuschmücken und die Musik zu bezahlen. Die Hedi ging auf einen kleinen Tisch zu, ergriff die Sammelbüchse, die dort mit dem erbrochenen Siegel stand, trug sie in die Küche, stellte sie aufs Fensterbrett, öffnete sie und nahm mit der winzigen Hand einen dicken Klumpen Geld heraus. Furchtlos legte sie der Helli das Geld in den Schoß, schloß die Büchse und trug sie furchtlos zurück an den kleinen Tisch.

„Was machst du, Hedi?“ fragte die Leiterin und erinnerte sich jetzt, daß sie dem Kind eine Belohnung versprochen hatte.

„Ich stell die Büchs'n hin“, sagte die Hedi treuherzig, nahm ein Stück Kochschokolade in Empfang und trippelte zur Helli zurück. Die hatte das schwere Geld in ihr Sacktuch geknüpft.

„Wirst du nicht klatschen?“ fragte sie leise, und die Hedi lächelte sehr lieb. Die Helli Wunderer nahm sich nicht einmal Zeit, der Hedi zu danken, so angstvoll versessen war sie darauf, davonzuschleichen. Sie eilte in den Schlafsaal, in dem über jedem Bett eine große Marmortafel mit dem Namen des Spenders hing, nahm Mütze und Mantel und lief hinaus.

Die drinnen merkten nichts. Sie stritten gerade darüber, unter welcher Devise der Ball stattfinden sollte, und einigten sich zuletzt auf: „Kinder in sicherer Hut.“

Sein Debüt

Jakob Reisacher war in gehobener Stimmung. Er hatte ein Schreiben der Firma Piepe in der Tasche, in dem er aufgefordert wurde, sich morgen vorzustellen.

Reisacher war Fabriksarbeiter gewesen. Jetzt war Reisacher arbeitslos und hatte Frau und Kind. Unter jungen Kaufleuten war er der einzige, der es durch Kurse nach Feierabend zur Meisterschaft in Stenographie gebracht hatte.

Heute erlaubte er sich noch einen Bummel. Der adriablaue Rauch seines Glimmstengels segelte den grauen Wolken entgegen, wie ein Sinnbild himmelstürmenden Stolzes.

Jetzt kam das Glück — die Bewerbung hatte Erfolg gehabt. Herr Piepe war von gespenstischer Höflichkeit. Seine aristokratische Länge, ganz in Schwarz, wirkte durch herablassende Gesten fast beunruhigend. Reisacher klappte hypnotisiert in den Bürosessel und verharrte in ihm während des von Herrn Piepe hochachtungsvoll stehend geführten Gespräches.

„Sie sind ein flotter Stenograph?"

„Ja."

„Nun gut" — Piepe verbeugte sich — „nun gut! Sie haben bei hohem Verdienst außerordentlich wenig zu tun."

Reisacher verfärbte sich; er dachte an das Amt des Scharfrichters. Piepe redete ihm sofort zu: „Seien Sie versichert, es handelt sich um ein durchaus reelles Geschäft und dabei beschmutzen Sie sich nicht wie in der Fabrik." Piepes tadellose Verbeugung bei diesen Worten war wieder äußerst beunruhigend. „Und nun hören Sie: Die Pietät gegen einen lieben Verstorbenen läßt sich nicht besser konservieren als durch die Art und Weise, wie wir sie zu pflegen gedenken. Zu diesem Zwecke habe ich Sie in mein Büro bestellt. Also: Sie gehen vormittags die Todesanzeigen der Zeitungen durch — das können Sie bei mir im Büro machen — und dann suchen Sie sich eine oder auch zwei leidtragende Familien aus, von denen Sie annehmen können, daß sie auf Ihr Anerbieten eingehen, das ich Ihnen nun kurz auseinandersetzen werde.

Gesellschaftliche Bedingung ist: Sie erscheinen immer in tadellosem Schwarz, Zylinder und schwarzer Krawatte. Für die nötige Equipierung. Sie verstehen, für die nötige Ausstattung werde ich schon sorgen. Sie machen also vormittags bei den Leidtragenden Ihre Besuche, drücken Ihr tiefgefühltes Mitleid aus und sagen den trauernden Hinterbliebenen, daß es für sie kein bleibenderes Andenken an den teuren Toten gebe, als die Grabrede des Geistlichen. Diese werde kalligraphisch in jeder gewünschten Schriftart ausgeführt und werde — würdig gerahmt — ein wertvolles Familienstück der Pietät bleiben. Haben Sie den Auftrag erhalten, dann obliegt Ihnen nur noch, am Nachmittag auf dem Friedhof die Grabrede des Geistlichen zu stenographieren, rasch mit der Straßenbahn, deren Fahrpreis ich bezahle, ins Büro zu fahren und die Rede meinem Fräulein in die Maschine zu diktieren. Um alles übrige brauchen Sie sich nicht zu kümmern."

Reisachers Himmel verfinsterte sich. Dieser Himmel war in dieser entscheidenden Sekunde so ganz auf Trauer eingestellt wie Reisachers angebotenes Geschäft. Der letzte Taler zu Hause und die sorgliche Regung, sich keinem Vorwurf auszusetzen, gaben den Ausschlag. So beantwortete er die Frage, ob er nicht zunächst eine Probe auf dem Friedhof machen wolle, heroisch mit ja. Ein Prominenter wurde gerade zur letzten Ruhe getragen. Erste Klasse! Ehre seinem Andenken! Er opferte ja sein irdisches Dasein auf Bestellung.

Herbststurm fetzte totes Laub um die trauernden Häupter des langen Zuges. Aus grauen Wolken platzten plumpe Tränen. Ergreifend klang das Blech Chopins, schluchzend, zerrissen vom Geräusch der Bäume. An der Spitze schritt in Leichengala mit Schiffhut und umgekehrten Majorsstab — den Kugelknauf nach oben — eine Art friedhöflicher Zeremonienmeister, ein Wegweiser in die Ewigkeit. Immer wieder schwenkte er in eine andere Gräbergasse des weitläufigen Friedhofes ein und Jakob Reisacher, der einzige Unbeteiligte, der den Verstorbenen nicht gekannt hatte, Reisacher, in profanem Anzug, hatte Mühe, vorn zu bleiben, um am Grabe die Worte des Geistlichen zu hören.

Endlich war man am Ziel. Die große Trauergemeinde drängte sich in dichtem, dunklen Schwarm. Reisacher, um nicht so weit zurück zu sein, arbeitete mit den Ellbogen und erregte dadurch Aergernis. In einem Haufen dekorierter Vereinsmitglieder blieb er stecken. Sein Vordermann rührte sich nicht, als er auf dessen Rücken das Papier auflegte und, um dem Sturm zu wehren, es mit den Fingern umspannte. Aus grauverhangenem Himmel tropfte Regen.

Reisacher, der Not zu Hause gedenkend, hatte sich tapfer gehalten. Er hatte die ganze Grabrede auf dem Papier. Sofort fuhr er mit der Straßenbahn ins Büro, um dem Fräulein zu diktieren. Ob dieses Geschäft auch nur eine Woche zu ertragen sein würde? Täglich an die Türen klopfen, hinter denen Tränen sitzen, Beileid streuen, blaß erscheinen und immer in Trauer gehen, immer den Flor am Zylinder? Reisacher war kein Lebensretter, kein Griesgram.

Das Tippfräulein war allein im Büro. Reisacher stellte sich vor: er habe die Grabrede zu diktieren. Er suchte, ernst zu bleiben. Das Tippfräulein, das junge Leben, den Schalk im Nacken, biß sich auf die Lippen und setzte sich an die Maschine.

„Bitte, schreiben Sie: Hochansehnliche Trauerversammlung! Wir stehen am Grabe . . ."

Weiter kamen die beiden nicht. Nachdem sie genug gelacht hatten, gab Reisacher dem blauäugigen, blonden Mädchen das Stenogramm: „Bitte, geben Sie es Herrn Piepe weiter! Leben Sie wohl!"

Das war Jakob Reisachers Debüt.

Die Sklaven des Kautschuk

Männer, Frauen und Kinder tragen in Körben auf ihren Köpfen die Ernte ihres Dorfes zur Station.

Die Häuptlinge werden mit ihren Familien aufgerufen und gehen einer nach dem anderen an die Wage, um ihren Kautschuk abwiegen zu lassen.

Der Kommandant händigt jedem einen Schein aus, darauf das Gewicht des abgelieferten Kautschuk angegeben ist. Je nach dem Gewicht macht der Kommandant seine guten oder schlechten Bemerkungen.

Die Eingeborenen entfernen sich mit ihren Papieren in die Richtung der Faktorei.

Allmählich vereinsamt der kahle Sandplatz vor der Station.

Batuala wird als letzter aufgerufen.

Beim Anblick der Körbe zeigen die Soldaten ein breites Grinsen, so daß der Häuptling die schwarzen Soldaten frägt, was es zu lachen gibt.

Der Kommandant verbietet dem Häuptling den Mund.

„Ich bin ablosut nicht zufrieden mit deiner Ablieferung! — Ist das ein Gewicht für einen so großen Häuptling? — Schämst du dich nicht? Aber wir wissen — wir haben Befehl, auf dich besonders achtzugeben! — Du bist der widerspenstigste Dickkopf im ganzen Bezirk! — Ich dulde keine Widerrede! — Nagele das in deinem Kopf fest! — Wenn du von heute ab nicht das doppelte Quantum lieferst, dann gibt es unweigerlich Wellblech!"

„Eh... pardon... par. . . Kommamda . . . eh . . ." stammelt Batuala mit aufgeregten Handbewegungen und kann erst nach einer Weile die Sprache wiederfinden.

„Jawohl, mein Kommandant! — Ich habe verstanden! — Ich verspreche, du sollst dich in Zukunft nicht mehr über mich beklagen!"

Da beeilt sich der Sergeant Sanduku, dem Häuptling die Worte des Offiziers mit Ohrfeigen handgreiflicher zu erläutern.

Batuala wendet sich hilfeflehend an den Offizier.

„Wirst du dein Maul halten, du schwarzes Biest! Was fällt dir ein, dem Kommandant ins Wort zu fallen?" brüllt der Sergeant.

Batuala schweigt und zittert am ganzen Körper.

Der Sergeant wiederholt in seiner Dialektik die Worte des Offiziers:

„Paß auf, du schwarzes Stück Mist! Der Kommandant hat befohlen, du hast bis heute Abend ein halbes Dutzend Hühner und ein Ziegenlamm abzuliefern! Es geht dir an den Kragen, wenn du die nötigen Eier vergißt! — Außerdem gibst du mir deine Schwester für meine Wirtschaft; ich brauche sie heute noch. — Der Kommandant hat mir gesagt, nimm sie, wenn sie dir gefällt! — Und komm her, komm näher mit deinen Ohren, du schwarzes Schwein, damit du mich besser verstehst! — Hast du das nächste Mal nicht doppelt soviel Kautschuk wie heute, dann versilbern wir erstens deine Frauen und Kinder, zweitens reißen wir deine Pflanzungen nieder, drittens vertilgen wir deine Hühner. Enten und Ziegen dazu, und zuletzt brennen wir deine Hütten herunter und sperren dich lebenslänglich ein! — Verstanden, was dir der Kommandant gesagt hat?"

„Nein, das hat der Kommandant nicht gesagt! Der Kommandant —"

Batuala dreht und krümmt sich wie ein Wurm und weiß sich nicht zu helfen.

Der Sergeant ist dem Häuptling an die Gurgel gesprungen und brüllt:

„Boula! — Bandi! — Ali!"

Drei Soldaten kommen aus der Station gerannt.

„Fort mit dem Schwein in den Kasten!" kommandiert Sanduku wutschnaubend. Er braucht die drei herbeigerufenen Soldaten als Zeugen und erklärt dem Offizier:

„Mein Kommandant! Er hat dich in seiner Schweinesprache beleidigt! — Aber wir werden ihm das Maul stopfen! — In den Kasten mit ihm!"

Wütend springt der Kommandant mit der Reitpeitsche auf den Häuptling los, der gleichgültig wie ein Tier dasteht, das nicht begreift, warum es geschlagen wird.

„Ja, sie haben recht, man soll nur mit der Peitsche zu euch Hallunken sprechen! — Jeder andere Kommandant hätte dir den Kautschuk an den Kopf geworfen und dich sofort eingesperrt! — Du wagst es noch, mich zu beleidigen? — Ich habe schon morgen meine Anschnauzer von den Kommandanten in Krebedje und Bandjui einzustecken wegen der viel zu geringen Lieferung!"

Batuala antwortet nicht.

„Weißt du nicht, daß wir Offiziere mit dem Gewicht des Kautschuk im Dienstgrad und in der Entlohnung steigen und fallen? — Das weißt du nicht? — Weißt du überhaupt, wer du bist? — Hier existiert kein Häuptling Batuala! — Jeder Schwarze ist der Sklave des Weißen! — Verstanden, — der Sklave — und wenn du hier versuchst den Idioten zu markieren, hier ist die Peitsche!"

Der Kommandant macht den Soldaten ein Zeichen mit dem Daumen.

„Vierzehn Tage Wellblech, verstanden Batuala? — Vierzehn Tage und hundert Franken Geldstrafe! — Sind die hundert Franken nicht in acht Tagen bezahlt, verdoppele ich die Strafe!"

Schwanzwedelnd sitzt der rothaarige Hund Batuala's neben seinem Herrn und zeigt die Zähne, wenn der Weiße auf den Häuptling losschlägt.

„Wem gehört dieses Hundebiest?" schreit der Kommandant und stößt mit den Stiefeln nach dem Tier. „Ich will dieses Ungeziefer hier nicht sehen! — Hunde und Neger, ein und derselbe Dreck! — Fort damit!"

Steinwürfe und jämmerliches Hundegeheul.

Inzwischen kommen die abgefertigten Häuptlinge aufgeregt aus der Faktorei. Sie zählen den ausbezahlten Betrag von einer Hand in die andere und gehen hinüber in die Station, die Kopfsteuer für ihre Sippen zu bezahlen.

Die ewige Taschenspielerei!

Die Soldaten führen Batuala ab.

Im weiten Bogen kommt Batualas Hund durch die Umzäunung zu den Wellblechbaracken gekrochen und sucht und findet seinen Herrn.

Batuala sitzt und weint und streichelt das gute Tier.

Der Freund

Eine Zuchthausgeschichte von Peter Prior.

Die acht Jahre waren herum, so schnell und so langsam wie eben acht Jahre im Zuchthaus vergehen. Und acht Jahre lang saß Pankratius Wendhuber in der Schneiderei, und es hatte sich während dieser langen Zeit zwischen ihm, dem geübten Einbrecher, und dem zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilten Raubmörder Johannes Schindler eine Art innige Freundschaft entwickelt. Pankratius Wendhuber war der einzige, der mit Schindlers Kanarienvogel sich abgeben und ihn füttern durfte. Wendhuber bekam von Schindler, der nicht mehr viel essen konnte nach 25jähriger Zuchthaushaft, den Rest des Mittagessens und sonst noch Tabak und allerlei, was sich nur ein Lebenslänglicher zu verschaffen vermag, der unter den Werkführern Freunde gewonnen und ein gewisses Ansehen sich erworben hat. Und wenn's ein Raubmörder ist.

Schindler weinte helle Tränen, als Wendhuber Abschied nahm. Und er konnte nicht mehr so gut arbeiten, und die anderen Arbeitsgenossen waren ihm zuwider. Ungebildete Kerle, die nicht so wie er die ganze Zuchthausbibliothek schon dreimal gelesen hatten und den Teufel was von Literatur verstanden. Nichts wie vom Stehlen und Einbrechen redeten sie den ganzen Tag. Da war der Wendhuber ein anderer Kerl gewesen. Und Schindler siechte langsam dahin und brachte kaum sein Pensum fertig, er, der sonst zwei Pensen gemacht hatte.

Der Pankratius Wendhuber aber stolzierte durch die Wiener Stadt in seinem neuen Anzug. Einige Kronen hatte er auch in der Tasche, und ein fescher Kerl war er — die Blässe der schweren Kerkerhaft machte ihn interessant. Die Mutter war tot, und die Geschwister waren woanders hingezogen. So war der Wendhuber allein und wußte nicht viel mit sich anzufangen: Arbeiten? Wo? Und was? Da war er bei einem Schneider hineingeraten; der hatte ihn tatsächlich eingestellt, ihn, den ehemaligen Schlosser. Aber schon nach den ersten Nadelstichen hatte der Meister gesagt: „Sie haben vielleicht im Zuchthaus schneidern gelernt." Und Wendhuber ging. Der Meister hatte, ohne daß er es wollte, das Richtige getroffen.

Da fiel dem Wendhuber ein, daß sie im Zuchthaus immer von einer feinen Gelegenheit gesprochen hatten, wo was zu holen sei. Und ehe es sich Wendhuber versah, stand er vor dem Hause, einem schönen Hause in einer vornehmen Gasse. Dort wohnte ein reicher Mann; der ging mittags um 12 Uhr speisen, und während der Zeit von 12 bis 1 Uhr mußte man da in seine Wohnung hineingehen. Da war eine kleine Kasse, in der viel Geld lag, und Uhren, Ringe und Brillanten. Und wie der Wendhuber so das Haus anguckte, da ging — es war Mittag — gerade der alte reiche Herr heraus, und kein Mensch war in der ganzen Gasse zu sehen, so still war es da. Aber Wendhuber dachte an seine acht Jahre und — ließ es sein, obwohl ein paar Dietriche aus alter Gewohnheit in seiner Tasche klapperten.

Der Schindler aber im Zuchthaus dachte immer an seinen Freund. Und eines Abends, als sich die anderen noch unterhielten, da horchte er auf: „Der Wendhuber macht sicher den Einbruch in der Donaugasse; er hat es bestimmt versprochen und will auch was hereinschicken. Und der Wendhuber, der hält sein Wort."

Schindler ließ sich am nächsten Tage beim Direktor melden. „Also, Herr Direktor, der Wendhuber, der erst hier entlassen wurde, der will in der Donaugasse einen Einbruch machen. Ich habe es gehört, wie sie davon gesprochen haben. Und — was ich bitten wollte, Sie stecken doch den Wendhuber wieder zu mir . . . Er war ja mein bester Freund!" Und dicke Tränen rollten dem Raubmörder Schindler aus den trüben Augen.

Bestie!, dachte der Direktor. Aber er sagte: „Schön, daß Sie aufpassen! Wird Ihnen bei der Begnadigung zugute kommen. Wie lange sind Sie da? Fünfundzwanzig Jahre? Schöne Zeit! Na, wollen sehen! Also, der Wendhuber? So, so, so! Na, werde schon das Nötige veranlassen."

Und als der Wendhuber gänzlich abgebrannt war, schon dreimal im Asyl genächtigt hatte, da faßte er nu den Entschluß, den Einbruch in der Donaugasse zu wagen. Aber hinein kam er leicht, bloß aus dem Hause ließen sie ihn nicht mehr.

„Haben wir lange auf Sie warten müssen, Herr Wendhuber", seufzte der eine Polizeibeamte. „So was von Anständigkeit ist mir noch nicht vorgekommen. Sechs Wochen aus dem Zuchthaus und erst jetzt wieder was angestellt? Sonst geht's schneller. — Na, vorwärts, marsch!"

Und zwei Monate später stand Pankratius Wendhuber abermals im Zuchthaus und hatte diesmal wieder acht Jahre mitgebracht. Und am Tage nach der Einlieferung war er bei seinem alten Freunde Schindler. Der aber — guckte ihn kaum an. Seine Begnadigung war da. Und sein Sohn, der eine Wirtschaft im Gebirge hatte, wollte ihn zu sich nehmen. Du lieber Gott, das bißchen Raubmord in der Not! Und seine Frau war in der Versorgung und hatte ihm seine Wäsche aufgehoben. Und der Pfarrer in der Gemeinde, wo der Sohn wohnte, der wollte ihm Arbeit als Holzhacker und so was verschaffen und kein Mensch sollte es erfahren, daß er lebenslänglich gehabt hätte.

Und am nächsten Tage wurde Schindler entlassen und Wendhuber bekam seinen Platz.



In der Sommerfrische

Sie: „Um Gottes willen, rasch! Rasch!"

Er: „Nur keine Hast! Bei der Hitze krieg' ich sonst 'nen Schlag!"

Ein umworbener Posten. Um den Posten des Chefarztes im Siemianowitzer Knappschaftslazarett haben sich, trotzdem vorläufig mit einer Neubesetzung dieser Stelle nicht zu rechnen ist, gegen 80 Aerzte beworben, ein Zeichen, daß es auch in diesem Berufe „Arbeitslose“ gibt. Wie schon berichtet wurde, wird das Lazarett jetzt von dem ersten Assistenzarzt, Dr. Stanek, geleitet und geplant, dieses außer Betrieb zu setzen und nur eine Verbandsstelle für leichtere Unfälle dort zu belassen. o.

Walzer- und Operettenabend des Krejciorchesters. Am Sonnabend, den 24. Juni, veranstaltet das Krejcische Streichorchester im Bienhofpark von 19 bis 23½ Uhr einen großen Walzer- und Operettenabend mit einem besonders ausgewählten Programm und ladet hierzu alle Musikliebhaber von Siemianowitz und Umgegend freundlichst ein. o.

Myslowitz

Friedhofschänder an der Arbeit. Auf dem neuen jüdischen Friedhof in Myslowitz wurden dieser Tage eine größere Anzahl Denkmäler zerstört. Hier kann es sich nur um ganz verkommene Elemente handeln, die an derartigen Verwüstungen ein besonderes Vergnügen finden. Die Myslowitzer Polizei ist eifrig bemüht, die Täter ausfindig zu machen. Wahrscheinlich ist es dieselbe Bande, die vor nicht allzulanger Zeit auf dem Schoppinitzer Friedhof eine große Verwüstung angerichtet hatte. =ek.

Schoppinitz. (Das gefährliche Aufspringen auf den fahrenden Zug.) Man kann nicht genug auf die Gefährlichkeit hinweisen, die mit dem Aufspringen auf einen fahrenden Zug verbunden ist. Gestern mittags versuchte ein Schüler in Schoppinitz auf den bereits abfahrenden Zug zu springen. Hierbei öffnete sich die Coupeetür und traf den Schüler so heftig, daß er auf den Bahnsteig stürzte und liegen blieb. Der Schüler der mit großem Schreck davon kam, kann von Glück reden, daß er nicht unter die Räder geriet. =ek.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Totschlagsaffäre in der Ortschaft Szarlociniec.

Eine schwere Bluttat ereignete sich am Donnerstag gegen 1 Uhr nachmittags auf der ulica Krol. Hucka in der Ortschaft Szarlociniec. Dort wurde der 32jährige Arbeiter Josef Lesniak aus der Ortschaft Izdebna, Kreis Wadowice, von den Brüdern Alfred, Jan und Edward Smatloch aus Szarlociniec mit einem großen Messer so schwer verletzt, daß der Tod in kurzer Zeit eintrat. Die Mörder wurden von der Polizei festgenommen und in das Gerichtsgefängnis eingeliefert. Nach den bisherigen Feststellungen sollen zwischen dem Getöteten und den Tätern bereits seit längerer Zeit Streitigkeiten bestanden haben. Der Tote wurde in die Leichenhalle überführt. x.

Bielschowitz. (Der Tote identifiziert.) Wir berichteten bereits, daß auf der Bahnlinie in Bielschowitz ein Mann tot aufgefunden wurde. Die polizeilichen Ermittelungen ergaben inzwischen, daß es sich bei dem Toten, um den 22jährigen Rudolf Grzesiczka von der ulica Barbary aus Bielschowitz handelt. Der Tote war als Fleischerlehrling beim Fleischermeister Slosarek in Brzozowic beschäftigt. x.

Neudorf. (Einbrecher im Kolonialwarengeschäft.) Zur Nachtzeit wurde in das Kolonialwarengeschäft des Emanuel Szafarczyk auf der ulica Zielona in Neudorf, ein Einbruch verübt. Die Täter stahlen dort 14 Kilogramm Schmalz, 52 Päckchen Seife „Alboril“, 20 Fläschchen Amol, 50 Tafeln Schokolade, 40 Päckchen mit Kaffee „Mika“, 2 Literflaschen Maggi und einen Geldbetrag von 15 Zloty. x.

Pleß und Umgebung

Nikolai. (Aegyptische Finsternis.) Die Beuthenerstraße, welche doch eine der wichtigsten Verkehrsstraßen unserer Stadt ist, entbehrt seit einigen Tagen jede Beleuchtung. Es ist unerklärlich, woran dies liegt, ob an Sparmaßnahmen oder an der Gleichgültigkeit, irgend einen Fehler zu beseitigen. Im Interesse der öffentlichen Sicherheit ist es unbedingt notwendig, daß dieser Umstand behoben wird. ero.

Ober-Lazisk. (Mißbrauch der Biedakohle.) In den letzten Tagen hat die Polizei 20 Tonnen Kohle von den Biedaschächten beschlagnahmt. Die Verladung geschah durch einen gewissen Abraham Rosenzweig aus Bendzin, der den Auftrag hatte, von einer Kattowitzer Firma die Kohle nach Moscice an die Staatlichen Stickstoffwerke zu verfrachten. Das nennt man dann Wirtschaftsmethoden, die großen Gruben werden stillgelegt, und von den Arbeitslosen kauft man die Kohle halb umsonst. Dadurch blüht nur der Zwischenhandel. ero.

Wesolla. (Wohnhaus durch Feuersbrunst vernichtet.) In dem hölzernen Wohnhaus des Paul Szgojczyk brach Feuer aus. Das Feuer griff rasch um sich und vernichtete vollständig das Gebäude, sowie die nebenanliegenden Stallungen mit Stroh- und Heuvorräten. Der Brandschaden wird auf 5000 Zloty beziffert. An den Löscharbeiten nahmen die Ortsfeuerwehr, sowie Ortsbewohner teil. Die Brandursache steht z. Zt. nicht fest. x.

Rybnik und Umgebung

Dolny Marklowic. (Von der Starkstromleitung erfaßt und getötet.) Ein bedauerlicher Unglücksfall ereignete sich in der Ortschaft Dolny Marklowic. Dort erkletterte der 7jährige Stanislaus Ronczka aus der gleichen Ortschaft das Dach eines Wohnhauses. Hierbei kam der Junge mit dem elektrischen Starkstrom von 220 Volt, in Berührung. Der Knabe erlitt so schwere Verbrühungen, daß der Tod auf der Stelle eintrat. Es erfolgte die Einlieferung in die Totenhalle. x.

Tarnowitz und Umgebung

Orzech. (Aus der Partei.) In der gutbesuchten Generalversammlung des hiesigen Ortsvereins der DSAP. erstattete zunächst Genosse Judas den Geschäftsbericht, indem er auf die Tatsache hinwies, daß das Parteileben infolge der Wirtschaftskrise außerordentlich leide, weil durchweg alle Mitglieder arbeitslos sind und aus diesem Grunde ihren Beitragspflichten nur schwer nachkommen können. Die ungeheure Not innerhalb der Arbeiterschaft lasse ein aktives Eingreifen nicht erwarten, die breiten Massen haben alle Hoffnungen auf eine bessere Zukunft aufgegeben. Nach Annahme des Geschäftsberichtes erfolgte die Wiederwahl des alten Vorstandes, worauf Genosse Matzke ein umfassendes Referat über die politische und wirtschaftliche Lage hielt, indem er auf die Gefahren hinwies, die sich aus dem Sieg des Faschismus in Deutschland ergeben. Gerade, weil die Massen hoffnungslos sind, müsse ihnen mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß es nur einen Ausweg aus Krise und Not gebe, das sei die Vorbereitung der sozialistischen Gesellschaftsordnung. Um diese indessen zu erlangen, müssen auch die Massen politisch erzogen werden, muß Aufklärung erfolgen, damit sie nicht in die Irre gehen, wie es jetzt in Deutschland der Fall sei. Aber der Faschismus ist nur eine Krankheitserscheinung des Kapitalismus, die mit ihm verschwinden wird. Kirche, Papst und ihre Getreuen sehen ein, daß diese Weltordnung, die sie als eine von Gott gewollte bezeichnen, unhaltbar ist und sie selbst predigen etwas Neues, nur möchten sie es dabei nicht mit dem Kapitalismus selbst verderben. Am Alten festhalten und zugleich dem Kapitalismus dienen, ist unvereinbar mit der kommenden Weltordnung. Hier muß nun die Aufklärung eingreifen und zeigen, daß es zur Befreiung der Arbeiterklasse nur einen Weg gibt, die Eroberung der politischen Macht. In der Diskussion wurden die Ausführungen des Referenten unterstrichen, zugleich aber über die örtliche Behandlung der Arbeitslosen lebhafte Klage geführt. Mit der Arbeitszuweisung gehe es nicht nach gerechten Wünschen zu, ein Teil der Arbeiter wird immer bevorzugt, ein anderer hat nur das Recht die ohnehin karge Unterstützung abzuarbeiten. Die Kommunalvertreter, ob deutsche oder polnische, nehmen sich der Arbeiterschaft nicht an, die Starostei kümmert sich um die hiesigen Zustände gar nicht. Eine Resolution, die sich insbesondere mit der einseitigen Arbeitszuteilung befaßt, wurde angenommen und soll den zuständigen Stellen zugeteilt werden.

Roter Sport

Dem Weltarbeitersporttag zum Gruß — Rege Beteiligung beim Ausflug nach Bielitz — Hindenburger Arbeitersportler bei Jednosc Königshütte — Faustballmeisterschaften am 9. Juni in Bielitz

Weltarbeitersporttag ....

Berauschend und strahlend macht jeden richtigen Arbeitersportler der Gedanke: Heute ist der Tag, an welchem in allen Ländern meine Arbeitsbrüder auf den Sportplätzen zusammenströmen, in friedlicher Manier ihre Kämpfe austragend, bei ihren Feierstunden auch an unser Land und unsern Verband denkend, und eine stille Glückseligkeit zieht auch in dein Herz hinein, Du Arbeiter der Welt, der Du kein Vaterland hast, Dich aber doch so wohl fühlst eben in diesem Gedanken: Wo ich nur hinschaue, ist mein Vaterland, denn überall stehen heute Gleichgesinnte, trotzig und mutig, in hartem Kampf mit dem Faschismus, und diese Genossen denken auch an mich! Ganz wunderbar so etwas! — Als ob ein großes Leuchten über das Proletariat der Welt hingehen würde, alles und alle erfassend, alles und alle heraushebend aus der Masse derer, die noch nicht mit uns sind, und wir reichen unsere Hände denen, die im freien Land ihrem Verband und der Idee des sozialistischen Sportgedankens dienen können, wir reichen die Hände denen, die wir zu unseren Sympathikern zählen, und wir denken mit Wehmut derer, die heute, in verschiedenen Staaten Europas unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen kämpfend, nicht fahnenflüchtig geworden sind. **Ihnen ganz besonders ist dieser Tag gewidmet.**

Wer gedenkt nicht mehr des Anblicks, als bei der letzten Arbeiter-Olympiade die Bannerträger aller Staaten aufmarschierten, **Zehntausende waren mitgerissen von dem gewaltigen Augenblick, Zehntausende waren zutiefst ergriffen, als die Bannerträger Frankreichs und Deutschlands sich grüßten,** stumm war da das riesige Oval des Stadions, und nur in unserem Unterbewußtsein tauchte da der Gedanke auf: Das sollen die Erbfeinde sein, von denen uns die Geschichte immer erzählt? Und du, Genosse aus Finnland, der du neben mir stehst und dir eine Träne im Auge zerdrückst, bis Du mein Feind? Oder Du, Genosse aus Ungarn, in dem auch die blutige Geißel des Faschismus tobt, oder Du, aus Belgien, Lettland, der Tschechei, Rumänien, England? Und eine stille Freude zog in unser Herz bei dem befreienden Gefühl: **all diese ungezählten Tausende und Abertausende denken, fühlen, leiden genau so wie du,** sie kämpfen genau so wie du **und sie werden siegen,** genau so wie du, der du dem sozialistischen Gedanken treu bleibst. Denn keine Macht der Welt kann diese Kraft, wenn sie sich einmal gefunden hat, mehr unterdrücken. Dieses Bewußtsein sollte endlich Einkehr halten in unseren Gehirnen, alle kleinlichen Schattierungsunterschiede trennend, **nur dem großen Gedanken und der großen Armee dienend, die die Befreiungsschlacht des Proletariats schlagen soll.** Genossen, denkt auch heute wieder daran! Auf daß sich aus allen unseren Zusammenkünften dieser Gedanke wie ein flammendes Fanal aufschwinge, über Länder und Meere hinweg, zu allen Brüdern in Ost und West, in Süd und Nord und ausklinge in den Ruf **„Freiheit!“**

Der Bielitzer Zug verläßt 4,25 Kattowitz.

Wie uns vom Bezirkssekretariat soeben mitgeteilt wird, ist die Abfahrtzeit für heute nachmittag, 16,25 Uhr festgesetzt worden. Alle Teilnehmer müssen demnach um 4 Uhr sich vor dem Kattowitzer Zentralhotel einfinden. Die Rückfahrt ab Bielitz erfolgt Sonntag nacht 23,32 Uhr (½12).

A. S. V. Vorwärts Bismarckhütte — R. K. S. Naprzod Sosnowitz.

Vorwärts fährt morgen zur Revanche nach Sosnowitz. Letzthin konnten sie gegen die Naprzodmannschaft mit 3:0 siegreich bleiben. Es ist anzunehmen, daß Bismarckhütte morgen den Sieg wiederholt. An der Expedition nehmen drei Mannschaften teil.

R. K. S. Jednosc Königshütte

spielt morgen nachmittags um 5 Uhr auf dem Amatorski-Platz gegen eine Mannschaft aus Hindenburg, deren Name uns leider nicht genannt wurde. Es handelt sich auf jeden Fall um einen Arbeitersportverein. Die Reservemannschaften bestreiten das Vorspiel.

Faustballmeisterschaften am 9. Juli in Bielitz.

Dem Bielitzer Unterbezirk ist die Austragung der Faustballmeisterschaften anheim gestellt worden. Der Termin steht nunmehr fest. Eventuelle Interessenten müßten ihre Meldungen schnellstens an das Bezirkssekretariat abgeben, von wo sie zwecks Einteilung in einen Spielplan nach dem Bielitzer Unterbezirk weitergeleitet werden. Desgleichen müssen sich die Vereine aus Oberschlesien, die an den Meisterschaften teilnehmen wollen, an den Bezirk um die Fahrpreisermäßigung wenden. Nähere Informationen ergehen noch. Selbstverständlich müssen die Mannschaften im Besitz der Legitimationen und mit ihren Beiträgen in Ordnung sein.

4 Mal Freie Turner gegen Freie Turner.

Am Feiertag, den 29. Juni (Peter-Paul), steht der Königshütter Verein den Kattowitzer Turnern mit vier Mannschaften gegenüber. Während die Alters- und Jugendmannschaften Freundschaftsspiele austragen, stehen sich die A- und B-Teams in den fälligen Verbandsspielen gegenüber. Alle Kämpfe kommen in den Vormittagsstunden auf dem Naprzodplatz in Zalenze zum Austrag. Wir weisen heute schon auf dieses handballsportliche Ereignis hin.

GILGI EINE VON UNS

Irmgard Keun

35)

„Setz dich nur, Gilgi, ich komme gleich zu dir.“ Nach kurzem, harten Druck läßt er ihre Hand fahren... Märchen von Tahiti.. sieht sie aus, sehr schön und elegant. Sie hatte ganz vergessen daß sie so aussieht — weil die Kellnerin sie so respektvoll nach ihren Wünschen fragt, fällt's ihr wieder ein. Sie schämt sich fast ein bißchen vor Pit — ihre Eleganz kommt ihr so verlogen vor. Sie schämt sich, weil sie so verliebt ist in diese verlogene Eleganz. Muß sogar noch den Ring besonders blank reiben, die Falten des Kleides gefälliger ordnen. „Bitte schön.“ Die Kellnerin mit dem hoffnungslos verwüsteten Gesicht stellt das Glas Portwein vor Gilgi hin — du, dummes Luder, du — grinse doch nicht so devot! Wenn ich mit meinem verknautschten Trenchcoat, noch Arbeit riechend, hier säße, ich würde dir nicht imponieren! Du. schämst du dich nicht, so dumm zu sein, so furchtbar dumm.. Ich muß morgen mal zum Arzt gehn — morgen oder übermorgen oder — ob das stimmt — das... Märchen von Tahiti.. Gilgi schließt die Augen, das hat sie nie getan — früher. Wenn sie die Augen zumachte, sah sie nichts — nichts, — jetzt sieht sie viel hinter geschlossenen Lidern.

„Schlaf nicht ein, Gilgi!“ Pit sitzt ihr gegenüber. „Na, du hast dich ja gut herausgemacht — könntest die Geliebte von Al Capone sein, die gleich in die Metropolitan-Opera fahren wird.“

Gilgi ist wach vor Müdigkeit. „Gib mir mal die Hand, Pit — halt' meine Hand fest — fester — so daß es weh tut, — ich muß bis ins Herz hinein wissen, daß du meine Hand hältst.“

Pit preßt Gilgis Finger — wenn die ein Wort wie Herz sagt, dann stimmt doch was nicht mit ihr... der Pulsschlag ihrer Finger, die nackte weiche Schulter, der zurückgelehnte Kopf — ein roter kleiner Fleck auf der weißen Kehle... „du schenkst mir was, Gilgi, wenn du dir von mir helfen läßt.“ Er hat sie gesucht, mir ihr sprechen wollen, hat sie gesucht — den guten kleinen Freund, und jetzt...

„Pit“ — von weit her fällt Gilgis Stimme in den Raum — „ich bin verhungert nach harter Ehrlichkeit — Pit, ich wollte meine Hand anders von dir gehalten haben... du kannst mir nicht helfen, indem du etwas für mich tust, du kannst mir nur helfen, weil du da bist. Sei hart und böse und klar, Pit, ich brauche das.“ Gilgi sieht Pit nicht an, ihr Blick verfängt sich irgendwo im rotweißen Papierfransengekringel an der Decke — aber sie weiß, daß es gerade Pit ist, zu dem sie spricht. „Vielleicht weißt du schon, daß ich jetzt keine Arbeit habe, das ich mit einem Mann lebe...“ Pit sitzt vornübergebeugt, sieht auf Gilgis Arm: eine schräge, straffe, weiße Linie, die in seiner Hand mündet. Die tote Gleichgültigkeit dieser Linie ist plötzlich eine böse, harte Beleidigung für ihn. Sene Hand bekommt Lust, sich fünfnäglig in die weiche blasse Schulter zu graben, die schräge Linie herabzufahren — fünf blutige Streifen in das unbewegte starre Weiß zu zeichnen. Sein Hirn umschließt Gilgis Worte. „Ich arbeite nicht mehr, ich lebe mit einem Mann...“

„Magst du ihn?“

„Seit wann hast du überflüssige Fragen, Pit! Ich werd' ausgerechnet mit einem leben, den ich nicht mag! Ich sag' dir das nur als Einleitung, diese Tatsachen. Tatsachen ängstigen mich nicht, mit Tatsachen werd' ich fertig. Ich bekomme vielleicht ein Kind — sowas passiert alle Tage — ich weiß nicht wieviele Mädchen. Wenn's so ist, werd' ich auch damit fertig, kein Grund sentimental zu werden oder den Kopf zu verlieren. Nein, was mir Angst macht, ist etwas anderes. Man spricht sonst nicht darüber, oder wenn man drüber spricht, dann unwahr und verschleiernd... so kommt's, daß man nicht weiß, ob man nun plötzlich unheimlich verschieden ist von andern, man weiß nicht, ist's normal und macht's jeder durch, oder ist man allein mit einer Krankheit...“

„Was — meinst du?“

„Laß mich nur sprechen, du wirst schon dahinter kommen, hinter das, was ich meine. Du weißt, ich hab' Freunde gehabt — zwei — drei... man hat sich gefallen gegenseitig, man hatte Freude zusammen, und die Haut sagte ja zueinander. Das war natürlich und übersehbar, es hat mir absolut keine Gewissensbisse gemacht und mich nicht beunruhigt. Ich fühlte mich immer sauber und klar, ich war meiner sicher und hatte meinen Willen und eine selbstgezogene Grenze, die so selbstverständlich war, daß man nicht drüber nachzudenken brauchte. Und jetzt — — — daß ich einen lieb habe — wirklich lieb — zum erstenmal in meinem Leben, gut und ehrlich und zu allem bereit — das wäre schön — und richtig und — aber...“ Gilgis Kopf fällt nach vorn, mit beiden Händen faßt sie Pits Gelenke —. ein greller schmaler Strich ihr Mund, ihre Worte — langsam tropfend, gleichmäßig unbetont, leiernd: „ich habe keine Grenze mehr und keinen Willen, ich kann von heute auf morgen nicht mehr für mich garantieren. Ich glaubte mich unendlich sicher und geborgen in meiner Liebe — jetzt hat sie mich wehrlos gemacht, vollkommen schutzlos — wie ist das möglich, Pit??? Ich bin allen und allem ausgeliefert — an eine Hand, die meinen Nacken streift, wenn sie mir in den Mantel hilft — an einen Blick, eine Stimme... Ich ahnte ja nicht, daß ich so sein könnte — ich verbrenne — ich habe eine quälend körperliche Beziehung zu allen Dingen — wenn ich eine Blume sehe — wenn ich über diesen Pelz hier streiche...

(Fortsetzung folgt)

„Technokratie"

Nur unvollkommene Berichte sind bisher über die große geistige Bewegung zu uns gekommen, die unter dem Schlagwort Technokratie in den Vereinigten Staaten weite Kreise erfaßt hat. Es ist darum dankenswert, daß der erfolgreiche Verbreiter technischen Wissens, Ingenieur Eduard Pfeiffer, in einem illustrierten kleinen Buch („Technokratie", Frankh-Verlag, Stuttgart) die Grundgedanken der Technokratie darzustellen versucht. Pfeiffer hat den Vorsatz, dabei objektiv zu sein. Es ist ihm aber kein Vorwurf daraus zu machen, daß ihm dies nicht gelang; denn es ist begreiflich, daß jemand, der schon viel über die Zusammenhänge von Technik und Wirtschaft nachgedacht hat, unabsichtlich dazu gelangt, seine Ansichten zur Geltung zu bringen.

Was will die Technokratie?

Der ungeheure Gegensatz zwischen der Leistungsfähigkeit der modernen Technik und der Kaufkraft der breiten Massen hat eine Gruppe von Technikern unter Leitung des amerikanischen Ingenieurs Howart Scott veranlaßt, sich mit diesem Problem eingehend zu beschäftigen. Aber je mehr Material sie zu dieser Frage zusammentrugen, desto unlösbarer wurde die Frage, wie das, was heute als unverwendbare Ueberproduktion gilt, zur Steigerung des Wohlergehens der darbenden Menschheit verwendet werden könnte. Einzelne Forschungsergebnisse der Technokraten haben großes Aufsehen erregt. Es wurde errechnet, daß ein kräftiger Arbeiter mit einer Handmühle bei schwerster Arbeit im Tag 200 bis 800 Kilogramm schlechtes Mehl mahlen kann. Eine moderne Kunstmühle liefert jedoch pro Mann und Tag 6 Millionen Kilogramm Mehl bester Qualität. Solche Beispiele für die Leistungssteigerung haben die Technokraten aus vielen Berufen und Industrien zusammengetragen. Sie zeigen, daß die Leistungsfähigkeit der Technik gegenüber der Arbeit mit einfachen Handwerkzeugen auf allen Gebieten ganz ungeheuer gestiegen ist. In einzelnen Industrien „nur" um das Tausendfache, anderen aber um das Zehn- und Zwanzigtausendfache. Und der Erfolg dieser Entwicklung? Unverkäufliche Riesenvorräte, 30 Millionen Arbeitslose, die mit ihren Angehörigen zu Grunde gehen, eine Weltwirtschaftskrise von noch nie erlebter Furchtbarkeit.

Die Einwände der Gegner.

Die Kreise, die an der Erhaltung der heutigen Wirtschaftsordnung interessiert sind, haben bald erkannt, daß diese Feststellungen der Technokraten ein Todesurteil für den Kapitalismus bedeuten. Sie haben darum ihre Theoretiker und Schriftsteller veranlaßt, die „Irrlehren" der Technokraten zu bekämpfen. Vor allem suchen sie nachzuweisen, daß die Berechnungen, auf die sich die Technokratie stützt, nicht richtig seien. Die Technokraten haben zum Beispiel behauptet, daß ein Arbeiter in einer modernen Schuhfabrik heute in einer Woche 83 Paar Schuhe erzeugt, das sind hundertmal soviel Schuhe, als ein Schuhmacher im alten Rom in der gleichen Zeit fertigbrachte. Die Verteidiger des Kapitalismus weisen aber darauf hin, daß nach der amtlichen Statistik die Schuhindustrie der Vereinigten Staaten im Jahre 1929 nur 365 Millionen Paar Schuhe erzeugt hat, das sind pro Mann und Woche nur 35 Paar Schuhe. Dieser scheinbare Widerspruch ist leicht aufgeklärt. Die Technokraten verweisen auf die technische Möglichkeit, in den heute vorhandenen besteingerichteten Betrieben. Die Statistik ergibt jedoch den Durchschnitt aus einer Zählung, die auch schlecht eingerichtete Werkstätten mitrechnet. Aber die Entwicklung drängt zum technischen Höchststand. Die Vernunft gebietet, die technischen Möglichkeiten auszunützen und die Maschinen zu verwenden, die bei dem geringsten Aufwand an menschlicher Arbeitskraft die größten Leistungen ergeben. Die Technokraten weisen nach, daß die Technisierung und Rationalisierung der Betriebe auch in der Krise weitergeht und von der Krise sogar gefördert wird. Es ist also durchaus berechtigt, wenn sie die heute vorhandenen technischen Möglichkeiten in Gegensatz stellen zu der Massenarbeitslosigkeit, die in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung von der technischen Entwicklung erzeugt wird.

Technik und Arbeitslosigkeit.

Der zweite Haupteinwand der Verteidiger kapitalistischer Interessen gegen die Technokraten ist der Hinweis auf neue Berufe und Industrien, wie etwa die Radioindustrie, die durch die technische Entwicklung entstanden sind. Aber diesem Mehrbedarf menschlicher Arbeitskraft steht die Tatsache gegenüber, daß Dutzende anderer Industrien, die bis vor wenigen Jahren große Arbeitermassen beschäftigt haben, durch die Umstellung auf Maschinenarbeit fast ihre ganze Arbeiterschaft für immer der Arbeitslosigkeit preisgegeben haben. Dem Mehrbedarf an menschlicher Arbeitskraft durch neue Industrien stehen hundertfach die durch die technische Entwicklung überzählig gewordenen Arbeitslosen gegenüber. Es ist das Verdienst der Technokraten, daß sie aufgezeigt haben, wie auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens in einer unentrinnbaren Entwicklung die Maschine die menschliche Arbeitskraft verdrängt. Das Ziel dieser Entwicklung ist die automatische Fabrik, die Fabrik ohne Arbeiter, die heute in einzelnen Fällen bereits vorhanden ist. Jede Verteidigung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung endet damit, daß man versuchen müsse, die technische Entwicklung abzubremsen und die Produktion einzuschränken.

Die technokratische Utopie.

Soweit die Technokraten das Ziel und die Wirkungen der technischen Entwicklung aufzeigen, soweit sie aufzeigen, wie sich der Kapitalismus in einem unauflösbaren Gegensatz verstrickt, wie die technische Entwicklung Massenarbeitslosigkeit erzeugt, und wie die verminderte Kaufkraft die technische Entwicklung weitertreibt; wie schließlich die Maschine zum Feind des Menschen wird, die doch eigentlich der Diener des Menschen sein könnte; wenn sie zeigen, daß die Technik heute schon imstande wäre, die ganze Menschheit reichlich mit allem Lebensbedarf zu versorgen, und zwar wie die Technokraten behaupten, bei einer nur zweistündigen täglichen Arbeitszeit. Aber die Folgerungen, die von den Technokraten aus dem Ergebnis ihrer Arbeit gezogen werden, sind den Utopien gleichzusetzen, die wohl ein schönes Ziel zeigen, aber nicht den praktischen Weg, der zu diesem Ziel führen kann.

Die Herrschaft der Techniker.

Verantwortlich dafür, daß die technische Entwicklung heute nicht zum allgemeinen Wohlstand, sondern zu einer fast allgemeinen Verelendung führt, ist nach den Technokraten nicht die kapitalistische Wirtschaftsordnung, sondern das Preissystem. Sie sagen, die Warenmenge vermehrt sich viel schneller als das Gold, das die Grundlage unseres Geldes ist, also müßte das Geld abgeschafft werden. Ein neues Zahlungsmittel soll den Wert aller Waren in Energieeinheiten bestimmen. Nach der Menge von Energie, die notwendig ist, die Ware zu erzeugen. Es würde zu weit führen, hier alle Vor- und Nachteile eines solchen Energiegeldes zu besprechen. Viel wichtiger ist die Frage, wie die neue Wirtschaftsordnung eingeführt werden soll. Und auf diese Frage antworten die Technokraten: durch die Herrschaft der Techniker.

Der Weg zur Technokratie.

Wer aber diese Techniker zur Herrschaft bringen soll, darüber haben die Technokraten keine klaren Vorstellungen. Sie sind sich augenscheinlich nicht klar darüber, daß in der heutigen Wirtschaftsordnung auch Techniker, die an die Stelle der Staatsmänner gelangt sind, nur solange regieren könnten, als sie gegen die privatkapitalistischen Ausbeutungsmethoden nichts unternehmen. Jeder Versuch, die heutige Wirtschaftsordnung abzuändern, wird als marxistisch, bolschewistisch oder wie in früheren Jahren in Amerika als anarchistisch mit den Mitteln abgewehrt, die man sonst als verbrecherisch, bestialisch und tierisch bezeichnet hat, und die sowohl in Italien als in Deutschland der ganzen Welt eindringlich vordemonstriert wurden, die aber auch in Amerika nicht ganz unbekannt sind. Es ist geradezu kindlich naiv zu glauben, daß der Kapitalismus, der ja auch im „Lande der Freiheit" schon Arbeiter, die um höheren Lohn zu streiken wagten, mit Maschinengewehren niedergeknallt hat, einige Techniker gewähren lassen wird, die an Stelle der heutigen Wirtschaftsordnung auf Grund der hochentwickelten Technik eine Ordnung einführen wollen, in der es nur eiserne Sklaven gibt, und in der allen Menschen ein ausreichender Lebensunterhalt gesichert ist.

Ingenieur Pfeiffer äußert selbst keine eigene Meinung, aber er zitiert an Vorschlägen zu einer Planwirtschaft hauptsächlich den Amerikaner Stuart Chase, der sich einen sozialistisch aufgeklärten Wirtschaftsdiktator wünscht. Wir Sozialisten wissen, daß die Welt nicht von einem einzelnen umgestaltet wird, und daß auch die Diktatoren Werkzeuge einer herrschenden Klasse sind. Wir werden also an dieem Buch nur das reiche Material, die soziale Gesinnung und die ehrlichen Absichten des Verfassers anerkennen.

Jakob Meth.



Der Prozeß gegen die spanischen Umstürzler

Transport der Angeklagten unter schwerer Bewachung aus dem Militärgefängnis zum Justizpalast. — Im Madrider Justizpalast begann ein neuer Prozeß gegen die zahlreichen in den Umsturzversuch vom 10. August vorigen Jahres verwickelten Personen.

Bielitz und Umgebung

Der Widersinn der kapitalistischen Wirtschaftsordnung.

Die Tagesblätter bringen folgende Nachricht aus Brasilien: „Das staatliche Kasseninstitut in Sao Paulo hat die brasilianische Regierung dringend gebeten, ihm die Vernichtung von sechs Millionen Sack Kaffee zu gestatten, um Platz für die neue Ernte zu gewinnen, die man auf 20 Millionen Sack schätzt."

In dieser kurzen Notiz spiegelt sich der Widersinn unserer heutigen Wirtschaftsordnung wider. Gegen 40 Millionen Arbeitslose gibt es auf der ganzen Welt. Mit ihren Familienmitgliedern bilden sie eine Riesenarmee von durchschnittlich gerechnet, über 100 Millionen Menschen, die nichts zu beißen und zu nagen haben. Könnte dieser Kaffeeüberfluß nicht dieser Riesenarmee Hungernder zugeführt werden? Was würden denn dabei die Kaffeeproduzenten verlieren? Außerdem wurde schon früher darüber berichtet, daß der Kaffe in Brasilien zu Briketts verarbeitet und der Industrie zur Verheizung geliefert wurde, weil in Brasilien die Kohlen zu teuer sind! In Oberschlesien und in anderen kohlenreichen Ländern, werden reichhaltige Kohlengruben stillgelegt, oder gar unter Wasser gesetzt, weil für die Kohlen kein Absatz sei! Könnte durch eine vernünftige Wirtschaftspolitik nicht beiden Teilen geholfen werden?

Die heutigen Wirtschaftspolitiker sind aber solchen Vernunftsgründen nicht zugänglich. Bei ihnen spielt der dreimal geheiligte Profit die Hauptrolle! Im Interesse des Profits, wird Kaffee, Baumwolle, Weizen usw. vernichtet, im Interesse des Profits, werden Fabriken, Kohlengruben und andere Arbeitsstätten stillgelegt, im Interesse des Profits einiger Weniger müssen über 100 Millionen Menschen auf der ganzen Welt buchstäblich hungern und darben!! Kann es noch aufreizendere Beweise gegen die heutige Wirtschafts-„Anordnung" geben?!

Wenn die derzeit in London tagende Weltwirtschaftskonferenz noch irgend einen Sinn haben soll, dann muß sie sich doch mit diesen Fragen eingehend beschäftigen!

Messerstecherei. Am 22. d. Mts. gegen 10 Uhr abends, wurde die 36 jährige Elfriede Komorek in einem Hausflur auf der Saybuscherstraße von einem gewissen Franz Walloschek überfallen. Die Ueberfallene erhielt mehrere Messerstiche in den Rücken. Der Attentäter ist geflüchtet. Die Ueberfallene mußte in das Bialaer Spital überführt werden.

Meeresfest. Am 28. Juni 1933 begeht die Liga Morska und Kolonjalna am ganzen Territorium der Republik Polen das traditionelle „Swiento Morza" (Meeresfest). Zwecks Verherrlichung dieser Feier ersuche ich höflich sämtliche Hauseigentümer bezw. Verwalter an genanntem Tage die Häuser und Balkone reichlich in Staatsfarben zu beflaggen und durch spezielle Flaggen der Liga Morska und Kolonjalna zu schmücken sowie die Fenster mit eigens für diesen Zweck herausgegebenen Anklebezetteln der Liga Morska und Kolonjalna zu illuminieren. Gleichzeitig appelliere ich an sämtliche Geschäftsinhaber, die Auslagefenster am Tage der Feier durch spezielle Kartons zu schmücken. Anklebezettel und Kartons sind im Hauptpostamte in Bielsko erhältlich.

Speise-Karte.

In einzelnen unserer Gasthäuser kann man jetzt besondere Speisekarten für Anhänger der Jungdeutschen-Partei auf Wunsch vorgelegt erhalten. Sie lauten:

Suppen:

Heilkräutersuppe, Knall-Erbsensuppe, Blaue Bohnen-Suppe, Narrische Schwammerl-Suppe.

Fleischspeisen:

Fascirtes, Nibe-Lungenbraten, Gefüllte Jungdeutsche Heldenbrust, Wie(s)ner Schnitzel, Wolfzunge, Matuschek-Programmeln, Gebackenes Hirn mit Ei (nur kleine Portion).

Zuspeisen, Gemüse:

Braunkraut (früher „Rot"kraut), Gescht-Ei, Häupter-Salat, Knödeln in Gausaft.

Mehlspeisen

Christia-Nußstrudel, Putschkrapfen, Zeitner (früher Kaiser)-schmarrn mit Totschlagsahne.

Wurst — Käse:

Braune-Haus-Wurst, Mord-Tadella, Judenblutwurst, Sa-Lami, Twardy (früher Hart-) Käse.

Getränke:

Schwarz-Weiß-Rotwein, Reischer (1) Wedmut, Auf-Brause-limonade, Sturm Kracherl.

Dessert:

Hand-Granatäpfel, Krachmandeln, Kra-Walnüsse, Wahl-Kürbis, Schuß-Waffeln.

Gespeist wird nur mit langen Messern.

„Wo die Pflicht! ruft"

Arbeiter-Gesangverein „Widerhall" Lobnitz. Da der für den 11. Juni d. Js., projektierte Ausflug infolge ungünstiger Witterung nicht stattfinden konnte, wird derselbe erst am Sonntag, den 25. Juni d. Js., in Frau Jenkners Wäldchen stattfinden. Alle Freunde und Gönner des Vereines werden zu diesem Ausflug auf das freundlichste eingeladen. Für gute Speisen und Getränke wird bestens vorgesorgt.

Achtung Arbeitergesangvereine. Dienstag, den 27. Juni 1933, findet um ½6 Uhr in der Redaktion eine Gausitzung statt. Pünktliches Erscheinen aller Gauvorstandsmitglieder unbedingt notwendig.

Gewerkschaftskommission für Bielitz-Biala und Umgebung. Am Mittwoch, den 28. Juni d. Js. findet um 6 Uhr abends in der Kanzlei der Gewerkschaftskommission eine Plenarsitzung der Gewerkschaftskommission statt. Mit Rücksicht auf die Wichtigkeit der zu beratenden Gegenstände ist vollzähliges und pünktliches Erscheinen notwendig.

Voranzeige. Der Verein Jugendlicher Arbeiter in Ober-Kurzwald, veranstaltet am Sonntag, den 23. Juli d. Js. (im Falle ungünstiger Witterung am 30. Juli), im Wäldchen des Herrn Andreas Mikler (in Rudafka) seinen diesjährigen Ausflug und zugleich Jugendtreffen. Alle Parteigenossen und -Genossinnen sowie Kultur- und Sportvereine, Freunde und Gönner des Vereins, werden schon jetzt auf das herzlichste eingeladen und ersucht, sich diesen Tag freizuhalten. Der Vorstand.

Nie mehr dirigieren?

Der Kapellmeister steht in dem langen Graben vor der Bühne, er sieht die Glühbirnen über den Notenpulten der Musiker, seine Arme sind weit ausgestreckt, als wollte er das ganze Orchester umfassen, jetzt klopft er mit seinem dünnen Stäbchen an das Dirigentenpult, auf dem die geschlossene Partitur des „Fidelio“ liegt. Eine Sekunde Stille, dann zuckt die rechte Hand des Kapellmeisters empor, sein Gesicht wendet sich schnell zu den führenden Geigern, die neben ihm in der Tiefe sitzen, und die „Fidelio“-Musik rauscht in die Höhe.

Plötzlich fühlt der Kapellmeister, daß er husten muß, husten, während das Orchester sein zartestes Pianissimo singt. Er hält den Atem zurück, er versucht, sich durch Räuspern zu retten, seine linke Hand zieht ein Taschentuch aus dem schwarzen Rock, vielleicht, wenn er ins Taschentuch spuckt, geht der Reiz vorüber. Aber während er mit der Rechten dirigiert, mit der Linken das weiße Schnupftuch vor den Mund hält, überfällt ihn der Husten aus tiefster Brust, er spürt, daß ihm der Schweiß auf die Stirn und die Nase tritt. Ist das Blut, was er jetzt warm im Munde fühlt? Im Moment weiß er, dieser Anfall geht nicht schnell vorüber. Während ein fürchterlicher Husten ihn erschüttert, hat er die Geistesgegenwart, sich umzudrehen, weil da hinter ihm, in der sechsten Parterreloge, der andre Kapellmeister sitzt, der keinen Blick von dem berühmten Kollegen wendet. Jetzt führt der Dirigent den Taktstock nach hinten, er winkt dem Kapellmeister in der Loge zu, und der Kollege versteht den Wink. Man hört eine Logentür zufallen. Der Dirigent weiß: er wird abgelöst.

Aber diese langsame Drehung nach hinten während des Anfalles hat ihn sehr angestrengt, der Husten füllt seine Mundhöhle, er schnauft vor Atemlosigkeit, und dazu ist sein Taschentuch schon ganz durchnäßt. Dort drüben, rechts, ist die kleine Eingangstür ins Orchester. Warum ist der Kollege noch nicht da? Der Dirigent späht über die Luster, Instrumente und Köpfe der Musiker hinüber zu der kleinen Tür. Das rächt sich natürlich. Der erste Cellist, der auf das Zeichen gewartet hat, setzt einen Augenblick zu spät ein. Ein drohender Blick des vom Husten geschüttelten Kapellmeisters trifft ihn.

Plötzlich hören die Musiker, daß ein kleiner, leichter Gegenstand zu Boden fällt und kollert. Es ist der Taktstock des Kapellmeisters. Im nächsten Moment sehen sie, wie der schwere, etwas kurzsichtige Mann die drei Stufen von seinem Dirigentenpodium mit tastenden Füßen heruntersteigt und so leise als möglich, und doch wie ein Betrunkener rechts und links an Baßgeigen und Notenpulten anstoßend, mit rot beflecktem Taschentuch zur kleinen Ausgangstür stolpert.

Der Platz des Dirigenten ist leer, die Musiker verständigen sich mit Blicken, die „Fidelio“-Musik tönt, etwas verlangsamt, weiter.

Da läuft auch schon der Ersatzdirigent mit gebeugtem Kopfe durch das Orchestertürl, jetzt steht er auf dem Platze des andern. Das Partiturbuch, das noch geschlossen dalag, wird schnell aufgeschlagen. Ja, da halten wir. Aber wo ist denn der Taktstock? Fragende Blicke nach rechts und links in die Tiefe, Zischeln, Flüstern. Endlich reicht die Hand des ersten Geigers das Stäbchen hinauf.

Indes hat der Dirigent torkelnd das leere Foyer erreicht, und sowie der Zwang zur Konzentration von ihm fällt, stürzt er auf dem glatten Boden nieder. Ein Büfettfräulein hört den schweren Fall, stößt einen Schrei aus, blickt hilflos um sich, ob kein andrer rettend eingreifen könne, endlich nähert sie sich dem Gestürzten: bewußtlos, Blut vor dem Munde. Sie läuft auf hohen Stöckeln davon, Hilfe holen.

Eine Minute später ist der Theaterarzt im leeren Foyer. Das Büfettfräulein legt dem Ohnmächtigen Eisumschläge auf die Stirn, der Arzt reißt das Hemd auf, holt ein Etui aus der Brusttasche, entnimmt ihm eine gefüllte Injektionsspritze, krempelt den Hemdärmel des Bewußtlosen in die Höhe, desinfiziert den nackten Arm und gibt ihm eine Einspritzung. Nach einer halben Minute schlägt der auf dem Boden Liegende die Augen auf, wieder überfällt ihn ein furchtbarer Husten. Der Erwachte will sprechen, seine Lippen bewegen sich, tonlos.

„Jesus“, flüstert das tapfere Büfettfräulein, das noch nicht geweint hat, „was hat er denn sagen wollen? Vielleicht eine Post für die Frau oder für die Kinder? Soll ich sie holen?“

„Bleiben Sie“, sagt der Arzt, „bringen Sie einige Kissen. Wenn er sich aufsetzt, geht der Husten eher vorüber.“

Der Kapellmeister wird aufgesetzt, sein Gesicht wird gereinigt, der Arzt hat ihm noch eine Kampfereinspritzung gegeben.

Jetzt schlägt der Bewußtlose wieder die Augen auf, wieder bewegt er die Lippen, es ist totenstill im Foyer, der Arzt lauscht mit Ohren und Augen.

Und nun hört er ganz deutlich die Frage des Erblassenden: „Nie ... mehr ... dirigieren?“

Das Büfettfräulein kommt mit einem Stoß Kissen herbei. Aber der Arzt winkt ihr ab: „Zu spät.“

Es gibt sehr viel große, echte und erfundene „letzte Worte“. Ich finde keines erschütternder als dieses Abschiedswort des Kapellmeisters Egon Pollak von seiner Arbeit, diese alle persönlichen Gedanken zurückdrängende letzte Sorge: „Nie mehr dirigieren?“

SCHACH-ECKE

Lösung der Aufgabe Nr. 168.

Fothergill. Matt in drei Zügen. Weiß: Kd1, Le8 (2). Schwarz: Kf1, Tg1, Lh1, Sh8, Ba6, f3, f2, g4, g2 (9).

1. Le8—h5 a6—a5 2. Lh5—e8 nebst 3. Le8—b5 matt; 1... S beliebig 2. L×S nebst L matt; 1.... g4—g3 2. Lh5×f3 nebst 3. Lf3—e2+.

Partie Nr. 169. — Damengambit.

Ein beiderseitiger Flankenangriff bei fester Mitte gibt der folgenden Partie aus dem Wiener Trebitschturnier das Gepräge.

Weiß: **Robitsek.**	Schwarz: **Glaß.**
1. Sg1—f3	Sg8—f6
2. c2—c4	c7—c6
3. d2—d4	d7—d5
4. e2—e3	Sb8—d7
5. Sb1—d2	g7—g6
6. Lf1—e2	Lf8—g7
7. Dd1—c2	0—0
8. b2—b3	Tf8—e8
9. Lc1—b2	Sd7—f8
10. Le2—d3	....

Eine ruhige Stellung. Der letzte Läuferzug sollte verhindern, daß Schwarz mit Lf5 zur Beherrschung des Feldes e4 kommt

10.	Lc8—d7
11. Sf3—e5	....

Damit hat Weiß klaren Vorteil erlangt.

11.	Ta8—c8
12. c4—c5	Sf6—g4!

Dieser Zug hätte durch h2—h3 verhindert werden sollen. Jetzt muß Weiß den Vorposten e5 aufgeben.

13. Se5×d7	Sf8×d7
14. h2—h3	Sg4—h6
15. 0—0	e7—e5

Damit erlangt Schwarz Angriff. Weiß versucht ein Gegenspiel auf dem äußersten Damenflügel.

16. b3—b4	Dd8—c7
17. Tf1—c1	f7—f5

Dieser Sturm auf den Königsflügel kann direkt kaum pariert werden. Das einzige bleibt der Gegenangriff auf der anderen Seite, um hier durchzubrechen und von der Flanke zu stören.

18. b4—b5	e5—e4
19. Ld3—e2	f5—f4

Beide erzwingen eine Linienöffnung.

20. b5×c6	b7×c6
21. Le2—a6	Tc8—b8
22. Lb2—c3	f4×e3
23. f2×e3	Sh6—f5
24. Sd2—f1	Sd7—b8
25. La6—e2	Dc7—e7
26. Le2—g4	Te8—f8
27. Ta1—b1	....

Weiß hätte besser getan, den Springer f5 abzutauschen. Er erlangt später furchtbare Kraft.

27.	Sf5—h4
28. Lc3—e1	h7—h5
29. Lg4—d1	Lg7—h6

Schwarz kann jetzt die weißen Figuren durch Drohungen lähmen, so daß sie zu keiner Gegenaktion mehr kommen.

30. Tb1—b3	Tf8—f7
31. Dc2—e2	Td8—f8
32. Sf1—h2	Sh4—f5

Schwarz konzentriert nun alle Figuren gegen den weißen König.

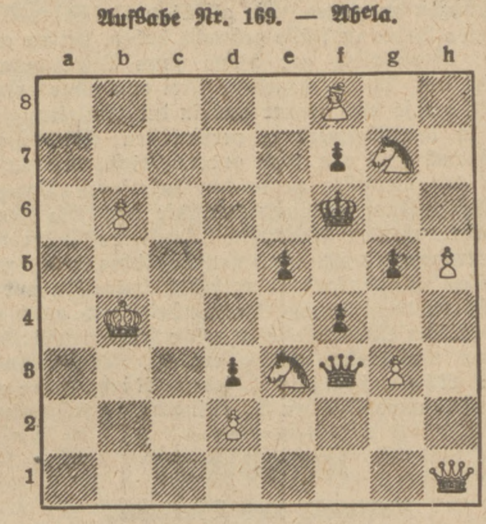
33. Tc1—b1	Sb8—d7
34. Tb3—a3	De7—g5
35. Tb1—b3	Sf5—g3
36. De2—a6	Sd7—b8!

Ein vernichtender Zug. Die Dame kann nicht ziehen, denn sie muß das Feld f1 gegen den Einbruch Tf1+ mit baldigem Matt decken.

37. Tb3×b8	Dg5×e3+

Weiß gab auf denn nach T×e3 L×e3+ Lf2 käme L×f2 matt.

Aufgabe Nr. 169. — Abela.



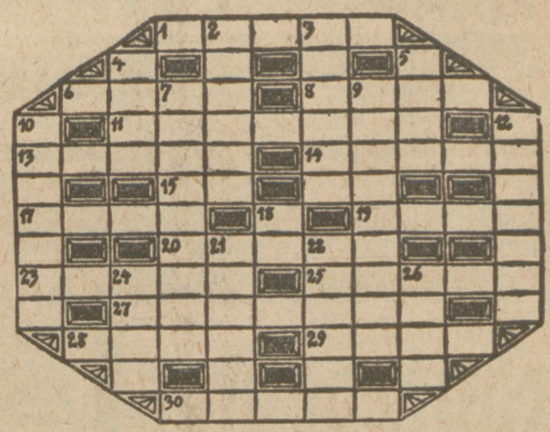
Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Freier Schach-Bund.

Kattowitz. (Arbeiterschachverein.) Am Donnerstag, den 22. Juni 1933, weilte die Schachsektion der Kleinbahn Bismarckhütte beim A. S. V. Kattowitz und mußte sich mit einem Resultat von 10½ zu 2½ geschlagen bekennen. Bismarckhütte, eine noch junge Schachsektion, verfügt jedoch über sehr gutes Spielermaterial. Kattowitz bestritt dieses Spiel mit der stärksten Garnitur.



Kreuzworträtsel



Wagerecht: 1. Brennstoff, 6. Ort südlich von Krakau, 8. Gott der Liebe, 11. Ritter (bei Hofe), 13. früherer Reichspräsident (†). 14. Prophet, 15. gekürzter Frauenname, 17. Säuglingspflegerin, 19. Indianerstamm, 20. Gradeinteilung am Thermometer, 23. Versandbehälter, 25. bedrückender Zustand, 27. Kriegswaffe, 28. Geldinstitut, 29. Ansprache, 30. tausendjährige Stadt im Rheinland (ch gilt als ein Buchstabe).

Senkrecht: 2. bekannter Name einer Brücke Venedigs, 3. Kopfschmuck, 4. Vergrößerungsglas, 5. Mädchenname, 7. Modetanz, 9. mehrstellige Ziffer, 10. Geistesprodukt, 12. Mondgöttin, 18. Ruf des Esels, 21. Gefängnis, 22. Nadelbaum, 24. Augenkrankheit, 26. Trachtenwechsel.

Auflösung des Kreuzworträtsels

Waagerecht: 1. Spinett, 6. Arena, 8. kalt, 10. Tank, 13. Ode, 14. aha, 16. Dur, 17. Koralle, 21. Delta, 22. au, 23. Aare, 25. Linz, 27. Kastellan, 28. Reis, 29. Adam, 21. Ur, 32. elf, 34. Ar, 35. Libelle, 37. Rebus, 40. Po, 41. Eigensinn.

Senkrecht: 2. Pa[illegible], 3. Neuhaldensleben, 4. Tat, 5. Rad, 7. Gnu, 8. Kobra, 9. Lek, 11. Ade, 12. Kranz, 15. Alt, 18. Odessa, 19. Lallen, 20. Lake, 22. Anna, 24. Rain, 26. Jade, 28. Reuse, 30. Marie. 32. Ebene, 33. Fluß, 36. Ehe, 38. Ton, 39. Ei.



Carnera im Training für den Kampf mit Sharkey

Dempsey zeigt Carnera einen seiner berühmten Kinnhaken, eine seiner „Dynamitrechten“. — Jack Dempsey, der ehemalige Boxweltmeister und jetzige Kampfveranstalter, besuchte dieser Tage den italienischen Boxriesen Carnera im Trainingslager zu Pompton Lakes, New Jersey, wo sich Carnera für seinen Kampf mit Jack Sharkey vorbereitet. Der Kampf soll am 29. Juni in Madison Square Gardens in New York stattfinden.

Ministerbesprechung u. Kabinettssitzung

Berlin. In der Ministerbesprechung am Freitag berichtete der Reichsaußenminister Freiherr von Neurath als Führer der Londoner Abordnung über die Arbeiten der Weltwirtschaftskonferenz. Danach machten der Reichswirtschaftsminister und der Reichsbankpräsident von sich aus nähere Darlegungen. Dr. Schacht sprach insbesondere auch über seine persönlichen Verhandlungen mit den kurz- und langfristigen Gläubigern, die teilweise bereits zu einem Ergebnis geführt haben.

An die Ministerbesprechung schloß sich eine Kabinettssitzung an, die eine sehr umfangreiche Tagesordnung aufweist. Wie verlautet, hat das Kabinett bisher ein Gesetz zur Aenderung des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentumes und ein Gesetz über die Aufhebung der im Kampf für die nationale Erhebung erlittenen Dienststrafen und sonstigen Maßregelungen verabschiedet.

Zuspitzung des russisch-mandschurischen Konflikts

Moskau. Halbamtlich wird mitgeteilt, daß die Verwaltung der Ussuri-Eisenbahn ihre Vertretung von der chinesischen Ostbahn abberufen und ihre Zweigstelle in Charbin geschlossen hat. Ferner wird behauptet, daß nach der Sperrung des Güterverkehrs zwischen der Ussuri-Eisenbahn und der chinesischen Ostbahn bei Pogranitschnaja dort über mehrere hundert Waggons mit Ausfuhrwaren von den mandschurischen Behörden aufgehalten worden sind, die nach Wladiwostok bestimmt waren. Durch den Abbruch des direkten Güter- und Personenverkehrs ist bei der Ussuri-Bahn großer Schaden angerichtet worden.

Bücherschau

Palästina, wie es wirklich ist. Mit 72 Illustrationen und zwei Karten. Fiba-Verlag, Wien-Leipzig. Palästina, wie es wirklich ist, nennt Hugo Herrmann sein neues Buch und es ist ihm gelungen zu zeigen, wie all diese Palästina-Bücher, die uns die letzten Jahre in Fülle gebracht haben, hätten geschrieben sein sollen: übersichtlich, gar nichts beim Leser voraussetzend, dagegen viel aus sich herausgebend, frei von jeder erzwungenen Objektivität, die ja doch immer nur in der Einleitung figuriert, geschildert in der Auswertung persönlichen Erlebnisses. Was dieses Buch auch sonst von allen anderen dieser Art unterscheidet ist, daß es der Verfasser verstanden hat, jenen Typen in der Palästina-Beschreibung auszuweichen, die sonst bis zum Ueberdruß wiederholt werden. Ungemein instruktives Material ist hier zusammengetragen; es ist ein wissenschaftliches Buch, nicht etwa in doktrinärem Sinne, sondern volkshochschulmäßig und populär im besten Sinne des Wortes. Der Inhalt wird durch ein Verzeichnis hebräischer Ausdrücke, eine reiche Fülle vorzüglicher Bilder und zwei Landkarten würdig ergänzt. Dieses Buch müßte man jedem Nichtzionisten, jedem Nichtjuden in die Hand geben, den man über den Palästinaaufbau informieren will.

Rundfunk

Kattowitz und Warschau.

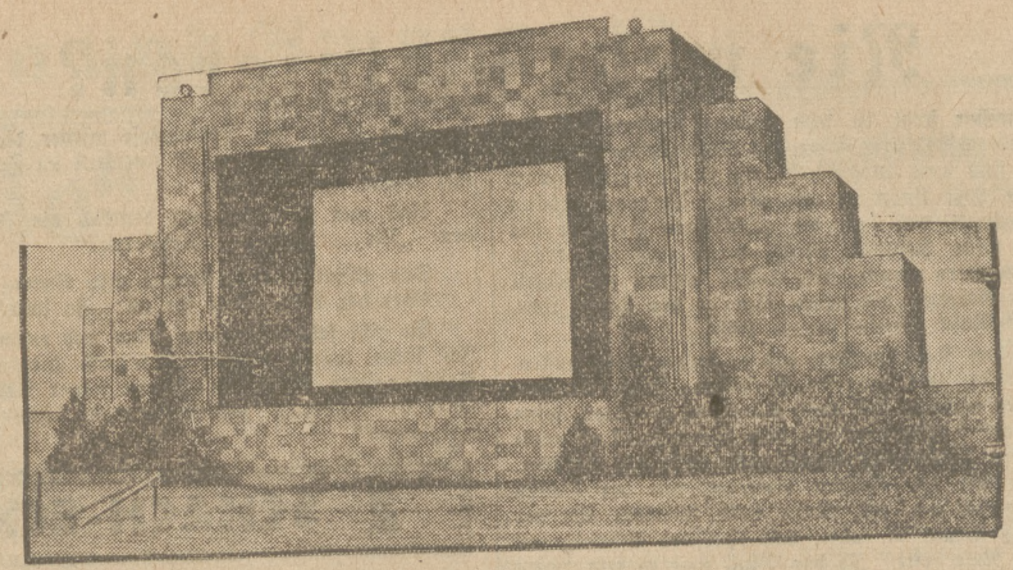
Gleichbleibendes Werktagsprogramm

7,00 Zeitzeichen und Morgenchoral. 7,05 Morgengymnastik. 7,15 Presse-, Wetter- und Sportberichte. 7,20 Schallplattenkonzert. 7,45 Heiteres. 7,52 Berichte des Hausfrauenbundes. 11.57 Zeitzeichen, Hejnal, Programmansage. 12,05 Schallplattenkonzert. 12,55 Presse. 14,55 Schallplattenkonzert. 19,25 Verschiedenes. 19,35 Programmansage. 22,40 Wettervoraussage. 22,45 Tanzmusik.

Kattowitz.

Sonntag, 25. Juni. 10,00 Gottesdienst aus Krakau. 12,15 Orchester- und Gesangskonzert. 14,45 Leichte Musik. 16,00 Jugendfunk. 16,20 Gesang. 17,00 Verschiedene Vorträge. 18,15 Leichte Musik. 19,00 Hörspiel. 20,00 Orchesterkonzert. 22,00 Sport.

Montag, 26. Juni. 15,55 Mitteilungen. 18,15 Vortrag. 18,35 Konzert des Grubenchors Nickischschacht. 19.30 Schallplatten. 19,40 Literarischer Vortrag. 20,00 „Halka", Oper von Moniuszko. In den Pausen: Nachrichten.



Das erste Kino für — Autofahrer

Dieses erste Freilicht-Filmtheater für Autofahrer geht jetzt seiner Vollendung entgegen. Es steht natürlich in USA, das immer noch das Land der unbegrenzten Möglichkeiten und seltsamsten Einfälle ist. Durch eine praktische Anordnung wurde ein amphitheaterähnlicher Parkplatz für 400 Automobile geschaffen, auf dem die Fahrzeuge während der Vorstellung ihre Plätze aufsuchen und verlassen können, ohne daß irgendwelche Störungen oder Behinderungen entstehen.

Warschau.

Sonntag, 25. Juni. 10,00 Gottesdienst aus Krakau. 12,15 Orchester- und Gesangskonzert. 14.00 Für Landwirte. 16,00 Jugendfunk. 17,00 Vorträge. 18,40 Allerlei. 19,00 Hörspiel. 20,00 Orchesterkonzert. 21,30 Gesang. 22,00 Tanzmusik.

Montag, 26. Juni. 16,00 Konzert. 17,00 Französisch. 17,15 Klavier- und Violinkonzert. 19,00 Allerlei. 19,40 Literarischer Vortrag. 20,00 „Halka", Oper von Moniuszki. In den Pausen Nachrichten. 22,45 Tanzmusik auf Schallplatten.

Breslau und Gleiwitz.

Gleichbleibendes Werktagsprogramm

.20 Morgenkonzert; 8,15 Wetter, Zeit, Wasserstand, Presse; 13,05 Wetter, anschließend 1. Mittagskonzert; 13,45 Zeit, Wetter, Presse, Börse; 14,05 2. Mittagskonzert; 14,45 Werbedienst mit Schallplatten; 15,10 Erster landwirtschaftlicher Preisbericht, Börse, Presse.

Sonntag, 25. Juni. 6,15 Bremer Hafenkonzert. 8,15 Der Männergesangverein „Schalk" singt. 9,55 Glockengeläut. 10,00 Katholische Morgenfeier. 11,00 Zum 120. Geburtstage Scharnhorsts. 11,30 Bachkantate Nr. 45. 12,00 Mittagskonzert der Breslauer Funkkapelle. 14,00 Nachrichten und Vorträge. 14.50 Kinderfunk. 15.20 Die Beuthener Sängerknaben singen. 16.00 Nachmittagskonzert des städtischen Kur-Orchesters Landeck. 16,55 Hörbericht vom Fußball-Länderkampf Deutschland—Oesterreich. 18.00 Ein Hörbericht aus Carlsruhe OS. 18,25 Klaviermusik. 19,30 Dreißig Minuten Heiterkeit und Frohsinn. 20.00 Deutscher Abend. 22,00 Wetter, Nachrichten, Sport. 22,20 Hörbericht vom Boxkampf um die Deutsche Schwergewichts-Meisterschaft. 22,35 Tanzmusik. 23,10 Auslanddeutsches Volkstum.

Montag, 26. Juni. 6,20 Frühkonzert des Kammer-Orchesters des Norddeutschen Rundfunks. 10,10 Schulfunk. 11,30 Schloßkonzert Hannover. 14,20 Bunte Schallplatten. 15,40 An der Brücke. 16,00 Nachmittagskonzert der Breslauer Funkkapelle. 17,00 Vortrag. 18,05 Zither-Konzert. 18,30 Vortrag. 20,00 Der Zeitdienst berichtet. 20,30 Schlägel und Eisen. 22,00 Wetter, Nachrichten, Sport. 22,20 Funktechnik. 22,30 Plauderei.

Schriftleitung: Johann Kowoll; für den gesamten Inhalt u. Inserate verantwortlich: I. V.: Reinhard Mai, Katowice. Verlag „Vita" Sp. z ogr. odp. Druck der Kattowitzer Buchdruckerei- und Verlags-Sp.-Akc., Katowice.

Versammlungskalender

D. S. A. P. und Arbeiterwohlfahrt.

Schwientochlowitz. Am Montag, den 26. Juni, nachmittags 4 Uhr, findet bei Katscher eine Mitgliederversammlung der D. S. A. P. und der Arbeiterwohlfahrt statt. Als Referent erscheint Genosse Matzke.

Deutscher Sozialistischer Jugendbund in Polen.

Am Dienstag, den 27. Juni, findet im Zalenzer Wald die Sonnenwend-Feier unseres Bezirks statt. Alle Gruppen haben an dieser Feier bestimmt teilzunehmen. Um die Feier zu einer sozialistischen Kundgebung zu gestalten, werden die Parteigenossen und Genossinnen gleichfalls eingeladen. Die Ansprache am Sonnenwendfeuer hält der Genosse Kowoll. **Das Feuer wird Punkt 9 Uhr angebrannt.**

Kattowitz. (T. V. „Die Naturfreunde".) Die Tour nach den Orzescher Wäldern findet, nicht wie angegeben, am 25., sondern am 29. Juni statt.

Königshütte. (D. M. V.) Am Mittwoch, den 28. Juni 1933, nachmittags um 5 Uhr, findet im „Volkshaus" Krol.-Huta, ulica 3-go Maja 6, eine Mitgliederversammlung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes statt. Wir ersuchen alle unsere Kollegen, an dieser bestimmt teilzunehmen. Das Mitgliedsbuch ist mitzubringen.

Programm zur Fahnenenthüllung in Eichenau am 2. Juli. Um 12 Uhr sammeln sich die Teilnehmer am Marktplatz in Burowietz. Um 1 Uhr Begrüßung am Marktplatz und Abmarsch, zum Abholen der neuen Fahne vom Genossen Raiwa. Von dort Abmarsch nach dem Garten, wo die Enthüllung stattfindet. In den Pausen tritt der Gesangverein „Freie Sänger" Siemianowitz auf. Abends findet im Saale ein Tanzvergnügen statt. Parteigenossen erscheint in Massen, um den Tag imposant zu gestalten.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Siemianowitz. (Bibliothek des Bundes für Arbeiterbildung.) Am Montag, den 26. Juni, müssen in der Ausgabestelle der Bibliothek, im Büro des D. M. V., die Bücher zur Kontrolle vorgelegt werden. Die Leser werden darum ersucht, ihre Bücher unbedingt im Laufe des Nachmittags hinzubringen.